

Stern der Neger.

Katholische Missions-Zeitschrift.

• • Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hlst. Herzens Jesu“. • •
Erscheint monatlich. — Preis jährlich mit Postversendung 3 K = 3 Mk. = 4 Frcs.

Nr. 3.

März 1904.

VII. Jahrg.

Inhalt:

	Seite		Seite
An unsere Leser und Wohlthäter!	65	Engel Berteloz. — Früchte der Missions-	
Monsgr. Xaver Geyer in Assuan	66	tätigkeit. — Eine alte Aussätsige	82
Das Jubeljahr der Unbest. Empfängnis	66	Verschiedenes: Marienverein für Afrika. —	
Wie ein Marienkind lebt und stirbt	69	Etwas über die elektrischen Fische. —	
Aus Kairo	77	Innigster Dank auf eine große Bitte	92
Etwas über die Obeliskten der Ägypter	79	Gebetsbörungen und Empfehlungen	96
Aus Ägypten	81		
Aus dem Missionsleben: Eine sonderbare		Abbildungen:	
Erfrischung. — Unsere Missionschwester.		Unbefleckte Empfängnis. — Franz Hackl †. —	
Tagewert des Missionärs. — Afritanische		Negerknaben am Nilufer. — Schilluk-Krieger. —	
Gerechtigkeit. — Mutige Araber. — Die		Ägyptischer Obelisk. — Boot im Nil. — Ein	
		Schilluk-Neger. — Josef Klotz †.	

Briefkasten der Redaktion.

An Mehrere. Empfangscheine werden im Jännerhefte für alle verehrten Leser in Oesterreich-Ungarn beigelegt und zwar auch für jene Leser, welche den Abonnementsbetrag für das laufende Jahr bereits eingeschickt haben, da Erlagscheine auch für andere Zwecke dienen können und uns so die Arbeit erleichtert wird. — **Fr. J. E. S. U.** Brief erhalten. Stiftheil und Korrespondenz können behalten. Hoffe für nächste

Nummer die zwei Klischee. In Brizen ist er nicht. — **An P. L. in A.** Gratuliere zum neuen Posten. Brief folgt. Grüße an Mitbrüder. — **An P. Z. in A.** Die Artikel dankend erhalten. Hoffentlich den Koffer erhalten. — **P. R. in L.** Bis heut noch nie versprochene Briefe gesandt. — **Nach O. in Ö.-Schl.** Dank für die neuen Abonnenten. Bitten noch um weitere Adressen zu Probenummern.

Zur Beachtung.

1. Unsere geehrten Leser und Wohltäter werden höflichst gebeten, ihre Adressen: Name und Wohnort, recht deutlich zu schreiben und bei Geldsendungen stets genau anzugeben, wozu es dienen soll.

2. Wer unser Missionswerk in vorzüglicher Weise unterstützen will, der suche 12 Abnehmer des „Stern der Neger“ zu gewinnen; er erhält sodann das 13. Exemplar umsonst, für jedes weitere Duzend wird ebenfalls ein Freiemplar gegeben.

3. Wir bitten unsere geehrten Leser dringendst, bei Abonnementserneuerung oder sonstigen Nachrichten, die den „Stern der Neger“ betreffen, stets die Schleifennummer anzugeben.

Korrespondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom Februar 1904.)

Für das Missionshaus:

(Zu Kronen.)

Pf. Storch, Lindbl. 3.— * J. Jaz 2.— J. Kuppelwieser, Rand 4.— * Wagenbichler, Lend 6.— * J. Brutzky, Wien 1.— * Garnsbacher, Sarnthein 7.— * Streit, Zell 1.— * Bl. Stocker, Terlan (mit Abonnementsbetrag) 8.— * J. Gruber, St. Völten 1.— * Bel. Schneider, Stuttgart 2.— * Pfarvikar Troger, Brizen 2.— * Rosa Schneiderer, Lofer, Pinzgau 7.— * Ferd. Hahn, Perg, O. 1.— * Prof. Fr. Lutha, Salzburg 3.— * Math. Ettl, Schwarz 1.— * M. Wiedmann, Köffen 1.— * A. Wiedmayer, Lienz 1.— * G. v. Walpach, Innsbruck 2.— * S. Rauchgiger, Mühlbach 2.— * J. Obermayr, Neumarkt 1.— * A. Riesewetter, Klagenfurt 1.— * Fr. Vintner, Montan, Post Neumarkt 1.— * Alf. Cappl, Kundl 3.— * Thom. Omerjic, Gleink 7.— * Joh. Naffl, Flauring 1.— * Ther. Weilhartner, Nied i. Junkr. 1.— * A. Dum, Bischofshofen 7.— * Mgdl. Walch, Jmst 2.— * Fr. Rabensteiner, Klausen 2.— * A. Schaber, Mals 2.— * Kathi Gamper, St. Pantraz 1.— * Prof. Freiseisen, Brizen 17.— * Jos. Kröpfle, Reuthe 1.— * Joh. Ebbner, Friesach i. Kärnten 1.— * Kathi Wallner, Attendorf 5.— *

Kreuzschwestern, Marienherberge, Meran 1.— Joh. Amann, Hohenems 2.— * Christ. Kraft, Baisf. Schwarz 22.— * Thom. Hagen, Lustenau 2.— * Ign. Sachsenhuber, Lienzing 1.— * M. v. Sartori, Reutte 2.— * Joh. Hackl, Hofkirchen 7.— * Karl Pauhuber, Pernau 1.— * K. Teutering, Innsbruck 1.— * L. Schwarz, Berchtesgaden 2 Mark * Anna Schleinecker, Gmundau 4.— * Jos. Innerhofer, Dorf Tirol bei Meran 2.— * J. Blazer Morter, Latsch 1.— * Gl. Hofer, Dorf Tirol 1.— * Bullinger, Postmünster, Pfarrkirchen 2 Mark * Suin Krapu Fehning, Bölseneide, Blumau 1.— * Stoppenberg, München 6 Mark * Kath. Amann, Sattains 5.— * Dr. Schöbel, Bisch. v. Leitmeritz 17.— * Anton Sahenf, Klausen 2.— * Rup. Niegisch, Weistrach 2.— * J. Brunner, St. Völten 1.— * R. Biafioli, Innsbr. Wilten 1.— * Alois Lageder, Bozen 12.— * Elise Steynmayr, Schloß Tillisburg, Enns 1.— * M. Niederfriedinger, Tangenberg 1.— * Jos. Arnold, Schwarz 2.— * G. Wucher, Hofenweiler 7.— * L. Nammler, Pummersdorf 1.— * Josef Straßmayr, Nadelbach 3.— * Anton Oberdorfer, Terlan 2.— * B. Müller, Weiler-Klaus 7.— * Buchner, Mittef. 1.—

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Allen unseren Wohltätern sagen wir ein herzliches „Vergelts Gott“ und bitten um weitere Unterstützung dieses Missionshauses.



Katholische Missions-Zeitschrift.

Nr. 3.

März 1904.

VII. Jahrg.

An unsere Leser und Wohltäter!

Viele unserer Abonnenten haben bereits ihren Abonnementsbetrag eingesandt, andere haben uns neue Abonnenten zugeführt, manche haben ein Almosen zur Unterstützung des Missionshauses oder unserer Mission hinzugefügt.

Allen diesen und jedem einzelnen sei an dieser Stelle unser innigster Dank ausgesprochen. Das Werk, das sie unterstützen, ist ein Werk wahrer Nächstenliebe. Alle Unternehmungen, die die christliche Frömmigkeit erdacht hat, um den unglücklichen Brüdern zuhelfe zu eilen, sind höchst lobenswert und aller Verehrung und Unterstützung würdig.

Das Befehrungswerk ist jedoch nicht nur einfachhin ein gutes Werk wie jedes andere, sondern durch dasselbe wird in vorzüglicher Weise das Werk des Welterlösers fortgesetzt. Dasselbe hat in besonderer

Weise den Charakter des Opfers in hohem Grade in sich eingepägt. Mutige Scharen großmütiger Seelen brechen alle, auch die stärksten Bande, lassen alles, auch das Liebste, opfern sogar das Teuerste, verlassen das väterliche Haus und den heimatlichen Boden und nur von Gottesliebe entflammt eilen sie in jene unwirklichen Gegenden, um sich zum Heile jener Seelen zu opfern, die sie nie gekannt und die ihre Hingebung nicht zu schätzen wissen.

Wo finden wir in der Welt eine gleiche Selbstverleugnung, eine größere Uneigennützigkeit? Was ist verdienstvoller und heiliger, als einem so großen Werke zuhelfe zu kommen? Hier gilt das Wort des hl. Dionis Areopagit:

„Das Göttlichste des Göttlichen ist mitzuwirken am Heile der Seelen.“



Monsgr. Haber Geyer in Assuan.

Die allgemeine Begeisterung unter der Bevölkerung und die Festlichkeiten, die bei Gelegenheit der Ankunft unseres neuen Bischofs Monsgr. Geyer beim ersten Eintritt in sein apostolisches Vikariat in Assuan abgehalten wurden, müssen das Herz aller jener erfreuen, welche dem Verlaufe der Schicksale unserer lieben Mission folgten. Welch eine Veränderung! Welch ein Unterschied im Herzen und im Geiste der Einwohner von Assuan seit der ersten Eröffnung dieser Station und heute! Assuan ist auch äußerlich fast ganz verändert; dem schmutzigen Dorfe, das kaum wenige Häuser am Ufer des Nils zählte, ist eine Stadt gefolgt, die am Flusse, der durch einen Damm gut abgeschlossen ist, jetzt eine Reihe von schönen Häusern und Palästen aufweist, die ihr das Aussehen einer schönen Stadt verleihen.

Dem europäischen Elemente, das damals in geringer Menge und nur während 2 oder 3 Wintermonaten vertreten war, ist jetzt eine Kolonie von Kaufleuten, Unternehmern und Arbeitern, wie auch einer ziemlichen Anzahl von Fremden getreten, um derentwillen jedes Jahr ein neues Hotel eröffnet oder die alten erweitert werden müssen. Auch die einheimische Bevölkerung ist jetzt weniger zurückhaltend als früher und zu gleicher Zeit ist sie gesellschaftlicher geworden. Die Mission selbst hat sich sehr verändert.

Als am 20. September 1895 Monsgr. Novaggio seinen bischöflichen Einzug in Assuan hielt, empfingen ihn zwei Patres, unsere wenigen Schüler, ein Europäer und eine Anzahl von Kopten. Die politische Obrigkeit glänzte durch ihre Abwesenheit, nur am Abend kam der Vize-Gouverneur mit dem Richter, um Sr. Excellenz einen Besuch abzustatten.

Als am 24. Dezember 1903 Monsgr. Geyer, begleitet von zwei Missionären, vom Eisenbahnwaggon abstieg, erwarteten ihn die Zivil-, Militär-, Finanz- und Kommerzialbehörden. Unter diese mischten sich viele Europäer und Eingeborene, von denen viele suchten, seine Hand zu küssen und ihn mit Stolz ihren Bischof nannten.

Die Durchfahrt durch die Stadt im Galawagen, der Sr. Excellenz zur Verfügung gestellt worden war, begleitet von vielen anderen Wagen und mitten in den Begrüßungen des Volkes mußte das Herz des neuen Hirten gewiß erfreuen, als er sich so sehr geachtet sah und gleichsam so begrüßt worden war, als ob alle schon seine Schäflein wären.

Diese ganze Veränderung in so kurzer Zeit zeigt, daß das Wirken der Missionäre von Zentralafrika unter diesem Volke einen großen Fortschritt gemacht hat und von diesen wirklich geschätzt und geliebt wird.



Das Jubeljahr der Unbefleckten Empfängnis.

Es war am 25. März des Jahres 1858, als in der Nähe eines Städtchens Südf Frankreichs, das an der Nordseite der Pyrenäen liegt, einer einfachen aber frommen Jungfrau namens Bernadette Soubirous die allerseeligste Jungfrau erschien. Zu wiederholtenmalen hatte sie schon vor diesem Tage das unaussprechliche Glück, die „weiße Jungfrau“, wie sie sagte, zu sehen und mit ihr zu sprechen. Am Feste „Mariä Verkündigung“ aber richtete das fromme Mädchen an die Erscheinung die innige und kindliche Bitte, ihr ihren Namen zu offenbaren. Da erhielt

sie aus dem Munde der gebenedeiten Gottesmutter die ihr anfangs ganz unverständlichen Worte zur Antwort: „Ich bin die Unbefleckte Empfängnis.“

Das waren genau die offiziellen Worte der Kirche, mit welchen Papst Pius IX. vor 50 Jahren die Glaubenslehre von dem besonderen Vorzuge der Gottesmutter vor den übrigen Menschen verkündet hatte. Maria also schien gewissermaßen vier Jahre darauf zu bestätigen, was der Statthalter Christi in Rom gesprochen.

Der 8. Dezember 1854 war also der freudenreiche Tag, wo der Ehrenittel „Unbefleckt Empfängnis“ als leuchtendes Juwel Maria auf die Stirne gedrückt werden sollte. 54 Kardinäle, 42 Erzbischöfe, ein Patriarch, 100 Bischöfe aus allen Ländern der Welt, alle in ihrem höchsten kirchlichen Schmucke, begleiteten den heiligen Vater Pius IX. vom Vatikan über den herrlichen Voratz von St. Peter in das herrlich geschmückte Gotteshaus. Pius IX. selbst feierte das hochheilige Opfer. Nach dem Absingen des Evangeliums verkündete der Statthalter Christi in tiefer Bewegung und mit Tränen in den Augen und mit einer vor

Rührung zitternden Stimme die Lehre, daß Gott durch ein Wunder seiner Güte Maria vom ersten Augenblicke ihres Daseins rein bewahrt vor jeder Sünde, unbefleckt, unberührt vom Gifthauche der Erbsünde, der seit Adams Fall jedes Menschenherz versengt. Maria ist unbefleckt empfangen, dies eine kurze Wort birgt demnach in sich jenen unvergleichlichen Vorzug, durch den die reinste Jungfrau die ganze Erde überstrahlt: die Freiheit von jedem Flecken, von jeder Makel der Sünde. Ein vieltausendstimmiges Te Deum beschloß eine der erhabensten Feierlichkeiten, die Rom im St. Petersdome je gesehen.

Von den Bischöfen, die als Richter in Glaubenssachen den „Marienpapst“ Pius IX. bei der Verkündigung des Dogmas durch ihr Votum unterstützt haben, ist keiner mehr unter den Lebenden. Der letzte dieser Bischöfe war Papst Leo XIII., der das Fest der Unbeflechten Empfängnis mit dem höchsten kirchlichen Range ausgezeichnet hat und auf dessen Anordnung die ersten Vorbereitungen zu einer

würdigen Feier des heurigen Jubeljahres der Unbeflechten Empfängnis getroffen wurden.

Die innige Verehrung zur Unbeflechten Gottesmutter war stets das Kennzeichen des wahren Katholiken. Die Geschichte der Kirche ist zugleich die Geschichte der Verehrung der Mutter Christi. Katholischer Glaube und Marienverehrung waren und sind unzertrennlich verbunden miteinander.

Schon Justinus, der Philosoph und Märtyrer des 2. Jahrhunderts, weist hin auf die Bedeutung der Marienverehrung, indem er die Gottesmutter mit der unglücklichen Stammutter des Menschengeschlechtes vergleicht, und dieser Vergleich wird von Irenäus aufgenommen und kehrt von nun an in der christlichen Literatur immer wieder, die Marienbilder in den römischen Katakomben führen eine stumme, aber unwiderlegliche Sprache für den Trost, den die Christen zur Zeit der Märtyrer im Vertrauen auf die Gottesmutter gefunden haben. Allbekannt ist die Marienverehrung bei den romanischen Völkern; für die Italiener insbesondere ist die Liebe zur Madonna charakteristisch und ihr größter Dichter, den man in der Gegenwart



Unbefleckt Empfängnis.

vergebens aus der Zahl der gläubigen Christen zu streichen sucht, verfehlt dieselbe in seiner „Göttlichen Komödie“ auf die höchste Stufe des Himmels und führt den Gedanken aus, daß niemand zur Anschauung Gottes gelangen kann, der nicht zuvor in das Antlitz Mariens geblickt hat. Ebenso bekannt ist der Marienkultus bei den slavischen Völkern: selbst jene Slaven, die durch das Schisma von der römischen Kirche getrennt sind, bewahren heute noch die Verehrung der Gottesmutter als ein kostbares

Erbstück aus der alten Zeit des Christentums. Die literarischen Schätze des Mittelalters bezeugen in unwiderleglicher Weise, wie sehr das deutsche Volk dem Dienste „Unserer Lieben Frau“ ergeben war und zwar von der Zeit der Einführung des Christentums in den deutschen Gauen durch fränkische und irländische Mönche bis zu den beklagenswerten Ereignissen des 16. Jahrhunderts, durch welche ein großer Teil des Volkes von Rom und dadurch auch von Maria losgerissen wurde.

Auch Oesterreich stellte sich in den Dienst der hl. Jungfrau, und gerade die Lehre der Unbefleckten Empfängnis wurde bei uns durch Jahrhunderte als fromme Meinung geglaubt. An der Wiener Universität bestand die Bestimmung, daß jeder Professor durch einen Eid sich verpflichten mußte, die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis zu vertreten, eine Bestimmung, die erst durch Kaiser Josef II. beseitigt wurde. Der Wiener Bischof Urban Doczi verordnete eine öffentliche Festfeier der Unbefleckten Empfängnis. Ein großer Marienverehrer war der so ungerecht beurteilte Kaiser Ferdinand II., dessen Umsicht und Standhaftigkeit die deutsch-österreichischen Katholiken die Bewahrung des katholischen Glaubens zu verdanken haben. Der Bestand so vieler blühender marianischer Kongregationen, das Privilegium des Papstes Benedikt XIII. für die österreichischen Länder bezüglich eines Offiziums zu Ehren der Immaculata bezeugen hinlänglich, wie sehr gerade in Oesterreich lange Zeit vor der Verkündigung des Dogmas die Unbefleckte Empfängnis verehrt wurde.

Als Katholiken haben wir also die Pflicht, den Glauben unserer Vorfahren zu wahren und zwar besonders deshalb, weil wir manchen ruhmvollen

Sieg, den wir über den Halbmond erfochten, dem mächtigen Schutze der Unbefleckten Gottesmutter verdanken.

Folgen wir also dem Rufe des heiligen Vaters, das Jubiläum mit Begeisterung zu feiern und wenden wir uns besonders in diesem Jubeljahre an jene, welche die „Hilfe der Christen“ genannt wird. Niemand soll zurückbleiben, alle werden die Hilfe Mariä in ihren Nöten erfahren.

Der hl. Vater Pius X., welcher die Kardinalskommission, die dafür zu sorgen hat, daß das fünfzigjährige Jubiläum der Verkündigung von Mariens Unbefleckter Empfängnis mit außerordentlicher Feierlichkeit begangen werde, bestätigt hat, sagt in seinem Schreiben an dieselbe: „Daß uns kein anderer Trost bleibt in unserer Zeit, als die Hilfe der Gottesmutter, denn sie ist von der hl. Dreifaltigkeit als die Ausspenderin aller Gnaden bestimmt worden.“

Alle Völker der Erde haben bereits der Stimme Roms gefolgt. In allen Teilen der Welt werden von den Bischöfen Aufrufe erlassen, das Jubiläum mit größter Feierlichkeit zu begehen. Auch Afrika wird den schuldigen Tribut der Verehrung im Jubeljahre der Unbefleckten bringen.

Bitten wir deshalb Maria, das Heil Afrikas, daß sie unter unseren schwarzen, den ärmsten Brüdern, besonders in diesem Jubeljahre recht viele neue Verehrer und wahre Kinder erhalten möge und so auch die Negerrasse an dieser Weltkundgebung des Glaubens teilnehmen und das Wort Mariens in Erfüllung gehen möge: „Alle Völker werden mich selig preisen!“ Beatem me dicent omnes generationes!



Wie ein Marienkind lebt und stirbt.

Seinem verstorbenen Mitzögling Franz Hackl ein Sträußlein auf's Grab von J. G.

Der Seelen schönste Blüte
Sind Demut, Unschuld, Güte.
An Unschuld sei der Lilie gleich
Und wie das Veilchen demutreich,
Im Guten treu wie Zimmergrün,
So wirst du schön wie Rosen blüh'n.
Drum halt dich rein und acht dich klein,
Sei gern mit dir und Gott allein.

I.

Die aufblühende Lilie.

Es ist im schönen Lande ob der Enns, da durchwandern wir an einem lieblichen Maienmorgen die stillen Fluren eines Marktes am linken Donauufer, die blumigen Wiesen Hoffkirchens. Der Eindruck ist zu überwältigend, als daß wir nicht in die Lobpreisungen der muntern Säger der Natur einstimmen. Ja, wahrlich! Wie schön ist deine Erde, o Herr, im Kleide des Lenzes! Das sanfte, Aug' und Herz erfrischende Grün der Felder und Wälder; dies herrliche Farbenspiel der Blumen und Blüten in Gärten und auf Wiesen; dies bunte Gewühl von Bietchen und anderen Insekten, die mit fröhlichem Gesumme die holden Kinder der Natur, die Blumen und Kräuter, umschwärmen! Welche Pracht und welche Fülle! Welch' ein Treiben und Bewegen, welche Lust und welche Fröhlichkeit! Wir schauen und schauen mit nimmer sattem Blicke, und in der Betrachtung deiner Herrlichkeiten, o Herr, verlieren wir uns in die übernatürliche Welt, die vor unsere Seele tritt als eine unbegrenzte Wiese, auf der die mannigfaltigsten Blumen ihre farbenprächtigen Kelche entfalten, vom zarten Weiß der Lilie bis zum bescheidenen Blau des Veilchens, das sich nur durch seinen lieblichen Wohlgeruch bemerkbar macht. Da nun sehen wir die väterliche Hand des Schöpfers die duftende Lilie ausheben und in einem nahen Treibhause einer pflegenden Hand anvertrauen. Zwar scheint sie anfangs sich zurückzusehen nach dem trauten Heim, indem sie das schneeweiße Köpfschen traurig hängen läßt. Doch bald merkt sie die Sicherheit, die trauliche Verborgenheit; bald fühlt sie sich heimisch.

Jetzt erwachen wir aus unserer Betrachtung. War das Wirklichkeit oder Traum? Wirklichkeit und Traum zugleich, denn in der That blühte in dieser

Gegend eine wahre Lilie, ein duftendes Veilchen, die bald in ein besseres Heim versetzt werden sollten.

Am 24. September des Jahres 1887 wurde in dem obenerwähnten Flecken dem geachteten Schneidermeister Johann Hackl ein Sohn geboren, dem man den Namen Franz beilegte. Schon von Jugend auf zeigte das Kind eine ausnehmende Freude am Gebete. Seine liebende Mutter unterließ nichts, dem geliebten Söhnlein sehr früh die Glaubenswahrheiten der Kirche und insbesondere eine innige und zarte Andacht zur unbefleckten Gottesmutter ins Herz zu pflanzen. Der erste Same keimte, sproßte und blühte auf zu einer herrlichen Lilie. Auf ihn läßt sich auch der Ausspruch des Evangelisten anwenden; „Er nahm zu wie an Alter, so auch an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen,“ denn in Wahrheit war er nach dem Zeugnisse seines Lehrers sowohl in bezug auf Lernen wie insbesondere hinsichtlich des Betragens immer der erste. Wenn es die Zeit erlaubte, hütete er auf den stillen Fluren des Landes die Herden seines Nachbarn und lernte in dieser Einsamkeit wie so viele heilige Seelen, Gott immer mehr lieben und schätzen, denn in jeder Blume, jedem Strauche erblickte der reine Sinn des Knaben die Allmacht Gottes verkörpert. Der Gesang der munteren Vögel trieb ihn wie auf Adlerschwüngen hinauf in die lichten Höhen des Himmels. Schon das Leben hienieden dächte ihm ein Paradies zu sein. Die Zurückgezogenheit von der Welt rief im Herzen des Knaben allmählich edlere Gefühle wach, es wurde in ihm der Wunsch rege, zu studieren und Priester zu werden, noch mehr — in einem religiösen Orden wollte er sich Gott ganz zum Opfer bringen, und nicht zufrieden, für sein eigenes Seelenheil Vorkehrung zu treffen, wollte er als Missionär auch für das Heil seiner Mitmenschen tätig sein. Lange behielt er diesen Herzenswunsch bei sich, bis endlich der Drang seines Herzens über die Furcht, vielleicht seinen Plan an der Mittellosigkeit seiner Eltern scheitern zu sehen, siegte. Er brachte ihnen also den langgehegten Wunsch vor und bat inständig um dessen Erfüllung. Ihre Unvermögllichkeit sprach zwar ganz dawider, aber in dieser Not legte sich Gott ins Werk; denn zu der nämlichen Zeit veröffentlichte das Missionshaus zu Mühland

bei Brigen in Tirol die Aufnahmebedingungen für Jünglinge, die Lust zum Priester-, Ordens- und Missionsberufe zeigten. Da diese Bedingungen es auch dem Ärmsten möglich machten, aufgenommen zu werden, so kam dies den Eltern wie erwünscht, wie eine Botschaft vom Himmel aber erschien sie dem hochherzigen Jünglinge.

Sofort tat man die nötigen Schritte; binnen kurzer Zeit war die Aufnahme erwirkt und die Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Als nun der Tag derselben da war, da wollte sich das liebende Mutter-, das treue Vaterherz nicht von dem innig- geliebten Sohne trennen. Zu allen möglichen Vorstellungen griffen sie, in den grellsten Farben schilderten sie die Gefahren, die ihm in dem fernen Afrika drohten, doch vergebens! Selbst nicht die Befürchtung, vielleicht als Festgericht in die Küche eines Negerhäuptlings zu wandern, einem Menschenfresser, von dem das furchtsame Kinderherz schon oft mit bangem Grauen gehört, in die Hände zu fallen oder von einem blutgierigen Tiger zermalmt zu werden, war imstande, ihn auch nur im mindesten von seinem Vorhaben abzubringen. Der Widerstand der Eltern war dadurch gebrochen. In rührender Weise nahm er von der guten Mutter, den Verwandten, Abschied. Er mochte wohl auch noch den grünen Triften und sonnigen Hügeln, auf denen er so manches Jahr die Herden gehütet und die durch sein Gebet geheiligt worden, sein letztes Lebewohl zugerufen haben. In Begleitung seines Vaters machte er sich auf die Reise. Welch wehmüthige Blicke mag ihm wohl nicht ohne jede Ahnung die teure Mutter nachgesandt haben. O glückliche Mutter, die du Gott dein Liebstes hast geschenkt! — Da unser Franz nie außer den Bereich seines Marktes gekommen war, so bot sich jeden Augenblick seinen unerfahrenen Blicken etwas Neues dar. Vorerst erregten die großen Städte mit den gewaltigen Domen und prachtvollen Kirchen, den großen Läden und herrlichen öffentlichen Gebäuden seine Aufmerksamkeit, dann trugen die hohen Tirolerberge seine Blicke hinauf in die Region des ewigen Schnees. Auf der weiten Reise war er immer guter Dinge und befand sich schon jetzt in den stillen Klostergängen und malte sich alles, wie er später sagte, in einer Weise aus, die aller Beschreibung Hohn spräche.

An einem schönen Maimorgen kamen sie in Brigen an. Das liebliche Morgenrot beleuchtete die Gipfel der umliegenden Berge und machte auf den Beschauer einen wahrhaft bezaubernden Eindruck. Die Taupfen glänzten in der Morgensonne wie helle Perlen, die munteren Säger der Natur schmetterten in den Zweigen der Bäume ihre Morgenlieder, aus

den grünen Saatsfeldern hob sich die Lerche empor und brachte dem allmächtigen Schöpfer ihren Morgengruß entgegen. Grüne Wiesen wechselten mit reichen Getreidefeldern, schöne Obstgärten mit lustigen Allen. Eine übermächtigende Wirkung brachte dieses herrliche, südlüche Landschaftsbild in dem Herzen des angehenden Missionskandidaten hervor. Schnellen Schritts eilten sie vom Bahnhof aus der Stadt zu und, nachdem sie diese etwas näher besichtigt hatten, machten sie sich auf, das Missionshaus aufzusuchen. Bald standen sie vor dem großen Hause, bald wurde die Pforte geöffnet.

Hierauf wurden sie ins Empfangszimmer geführt, um daselbst den hochw. P. Obern, den jetzigen Missionsbischof Mgr. Xaver Geyer zu erwarten. Derselbe kam denn auch bald und hieß sie mit einem freundlichen Lächeln willkommen. Das von Liebe und Milde strahlende Antlitz des hochw. Vaters machte auf den neuen Zögling sogleich einen guten Eindruck. Nachdem man einige Worte gewechselt, führte sie der Pater in die Hauskapelle. Mit welchen Gefühlen mag wohl der neue Zögling in seinem neuen Heim den guten Heiland begrüßt, sich der unbesleckten Gottesmutter anempfohlen haben. Hernach nahmen sie die verschiedenen Einrichtungen in Augenschein. Alle möglichen Gedanken durchkreuzten, während sie so langsam die langen Gänge durchschritten, den Sinn des Jünglings; die feierliche Stille, die großen Klostergänge wirkten auf ihn ganz erhebend. Hier begegnete ihm ein junger Scholastiker, da ein bescheidener Novize, dort kam ihm ein freundlicher Pater entgegen; auf dem Gesichte aller lagerte ein würdevoller Ernst, eine heilige Ruhe. Das alles vermehrte seine Sehnsucht, hier zu wohnen. Da unterbrach die feierliche Stille fröhliches Gelächter, das vom Ende des Ganges her erschallte. Sie traten ins Zimmer und sahen vor sich eine muntere Schar junger Zöglinge, denen ebenfalls das unschätzbare Glück zuteil geworden, im hl. Ordensstande Gott dem Herrn sich ganz zum Opfer zu bringen. Fast hätte unserem neuen Ankömmling beim Anblick ihrer ungezwungenen Heiterkeit vor Freude das Herz zerspringen mögen. Während der Vater sich mit dem Präfecten unterhielt, war jener schon umringt von den guten Zöglingen. Es wurde nun gefragt, erzählt, gelacht; alle waren frohen Mutes und schienen sein Glück mitzufühlen. Mit schwerem Herzen folgte er dem Vater, der mit dem Obern in das Zimmer zurückkehrte. Nachdem man sich noch längere Zeit unterhalten, nahmen Vater und Sohn in herzlichster Weise von einander Abschied. Die Tränen der Liebe rollten über den Bart des guten Vaters, lang suchte der Sohn sie zurückzuhalten, aber endlich brach auch

ihm das Herz und die hellen Tränen rollten über die frischen Wangen: doch nicht Tränen der Trauer waren es, sondern der Freude und kindlichen Liebe.

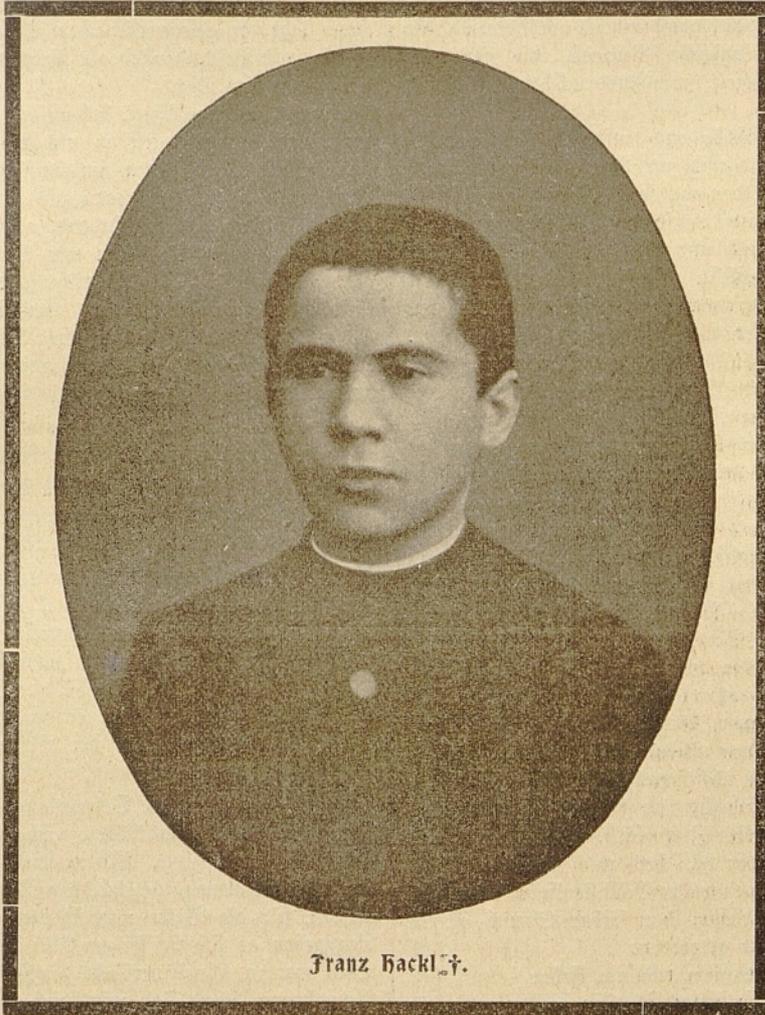
2. Die versetzte Lilie.

Nach dem Abschiede von seinem Vater begab sich der neue Zögling sofort in den Studien-saal der Zöglinge. Aus seinem ganzen Benehmen konnte man das Glück abnehmen, das sein Herz erfüllte. Er fühlte sich bald heimisch, bald hatte er die Spiele der Mitzöglinge gelernt, in keiner Beziehung blieb er hinter den andern zurück. In allem fiel sein musterhaftes Benehmen auf, das weder durch übermäßige Freude noch durch Trauer aus den Grenzen des Maßes gebracht werden konnte. Außer dem Gebete war schon jetzt das Studium seine

Lieblingsbeschäftigung. In Glück und Zufriedenheit verbrachte er die schönen Tage des Maimonats, der ihm auch besonders deshalb so teuer war, weil er tagtäglich seiner lieben Mutter Maria in der ergreifenden Maiandacht huldigen und seine Liebe und Ehrfurcht in ganz besonderer Weise bezeigen konnte. Diese Zeiten vergingen und es begann das erste Schuljahr in Privat. Mit erneutem Eifer warf er sich auf

das Studium, immer inniger schloß er sich an Gott und hatte die Freude, seine Bemühungen mit gutem Erfolg gekrönt zu sehen. Die meiste Freude bereitete es ihm, zur Ehregarde der Himmelskönigin sich rechnen zu dürfen. Im zweiten und dritten Schuljahre besuchte er mit seinen Mitzöglingen das

f. f. Gymnasium zu Brixen und machte durch den guten Fortschritt im Studium sowohl, wie insbesondere durch das musterhafte Betragen immer den Eindruck eines eifrigen und tugendhaften Studenten und Zöglings. Doch das alles war nicht imstande, ihn auch nur im geringsten über die andern zu erheben, vielmehr leuchtete er, ein verborgenes Beilichen, allen durch die liebevolle Demut voran, stand jedem soviel als möglich zudiensten. Das beste Urteil werden wir uns über ihn



Franz Hackl †.

bilden können, wenn wir ihn einen Tag betrachten. Beim ersten Glockenschlag erhebt er sich mit frischer Munterkeit, die nur sichtbare Zufriedenheit, eine heilige Freude, unaussprechliches Glück atmet. Das Kreuzzeichen, ein Kuß auf das Skapulier, sind die erste Handlung. Schnell werden alle Werke, jedes Wort, jeder Gedanke, jeder Schritt geheiligt durch die gute Meinung. Nachdem das Bett gemacht,

begibt er sich mit niedergeschlagenen Augen zum Waschen, bei allem vertieft in die Betrachtung. Als einer der ersten begibt er sich hinauf in die Kapelle. Hier wirft er sich vor dem Altar der allerseeligsten Jungfrau nieder. Die Hände schön gefaltet, die Augen geschlossen, scheint er der Gegenwart ganz entrückt zu sein, und nicht zu merken, was um ihn vorgeht. O könnte ich den Eindruck schildern, den dieser Anblick auf mich macht! Könnte ich die hl. Ruhe, die liliengleiche Reinheit, die sich auf seinem Gesichte spiegelt, zum Ausdruck bringen! Doch weiter!

Es ertönt die Glocke und ruft alle zum gemeinsamen Morgengebete und zur Betrachtung, bei welcher letzterer er sich für den ganzen Tag durch einen festen Vorsatz, den er im Laufe des Tages zur Ausführung bringt, stärkt und Gott um seinen Beistand für die Studien anfleht. Nach der Morgenandacht begibt er sich bescheiden zum Studiertisch und bereitet sich mit aller Sorgfalt auf die Schule vor. Um 7 Uhr ist die hl. Messe. Mit welcher Innigkeit wird er sich da dem Schutze Mariens anempfehlen, mit welcher Zärtlichkeit sein Herz dem hl. Herzen Jesu, dessen Sohn er in seinem Orden zu werden gewillt ist, zum Opfer bringen. Mit welcher Freigebigkeit wird ihm der göttliche Heiland im allerheiligsten Sakramente entgegenkommen und ihm die vielen Gnaden verleihen, die ihn befähigen, im Studium sowohl wie im Tugendleben solche Fortschritte zu machen. Mit welch liebevollen Augen mag ihn sein hl. Schutzengel, den er sein ganzes Leben nie durch eine schwere Sünde von sich vertrieben, dessen Gegenwart ihm stets ein neuer Ansporn zur Tugend war, betrachten in seiner glühenden Andacht. — Mit dem schönen Stoßgebete: „Süßes Herz Jesu gib, daß ich immer mehr dich lieb“, beschließt man die Andacht und begibt sich zum Frühstück, auf das freie Zeit fällt. Wiederum fällt uns sein freies, aber höfliches und lebenswürdiges Benehmen auf, seine wahre Nächstenliebe zeigt sich hier im schönsten Lichte, der schöne Spruch ist in ihm zur Wirklichkeit geworden:

„Alle Menschen will ich lieben,
Gegen alle freundlich sein,
Keinen wissentlich betrüben,
Jeden, wie ich soll, erfreu'n.
Vern auch will ich jedem dienen,
Jedem nützen, wo ich kann;
Auch den niedrigsten von ihnen
Seh' ich stets als Bruder an.“

Der Präsekt schätzt sich glücklich, eine so kindlich fromme Seele unter sich zu haben. Zum großen Leidwesen der Zöglinge ist die freie Zeit bald vorüber

und es folgt Studium oder Schule. Nie bemerken wir an Franz irgendwelche Nachlässigkeit; aufs genaueste beobachtet er die Verhaltensmaßregeln beim Studium, aufs sorgfältigste hält er das Stillschweigen, dabei ist er stets gesammelt und mit Gott vereinigt. Um 12 Uhr wird das Mittagmahl eingenommen, welchem eine einstündige Erholung folgt, die entweder im Studiensaal oder im Freien verbracht wird. Hier legt er gelegentlich der Spiele wieder seine ebensovogroße Bescheidenheit als lebenswürdige Freundlichkeit an den Tag.

Immer weiter öffnet sich unser Gesichtskreis; wir haben ihn kennen gelernt als die duftende Lilie, das bescheidene Veilchen im Treibhause des Herrn. Noch tritt er uns entgegen als die blühende Rose am Rosenstocke des hl. Ordens, als Feuer im Glutofen des Mumnates, wenn wir ihn betrachten beim hl. Rosenkranzgebete, der Begrüßung der guten Mutter in den vielen „Ave Maria“, dem Lieblingsgebete des guten Zöglings. Wie ein Engel kniet er da, die Augen geschlossen, die Hände mit dem Rosenkranz umwunden, schön gefaltet und

„Seh' mit den Händen auch das Herz,
So oft du betest himmelwärts“

spiegelt sich in dem unschuldigen Antlitze, dem Feuer und Eifer, der sich auch nach außen kundgibt, denn von jeher durchwehte dieser Spruch sein ganzes Tun:

„Ein Feuer muß dein Eifer sein,
Das von dem Himmel stammt,
Verzehrend aber lilienein
Im Menschenherzen flammt,
Das für die Ehre Gottes stets
In heil'ger Glut entbrennt,
Die Guten aus der Bösen Netz
Und von dem Laster trennt.“

Ganz vertieft in die Betrachtung der Geheimnisse, bringt er dem allmächtigen Schöpfer den Tribut seiner Unterwürfigkeit, Maria seine brennende Liebe dar, für die armen, unglücklichen Negervölker Zentralafrikas, für die Vater und Mutter, Leib und Leben hinzugeben er sich bei seinem Eintritt entschlossen. — Doch nur zu schnell verfliehet die Zeit in einer solchen Betrachtung, schon sind wir beim Schlußgebete, dem schönen „Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria“ angelangt und müssen ihn zum Abendessen gehen lassen.

Ich glaube, lieber Leser, daß du jetzt eine etwas genauere Einsicht in das Leben dieses Musterzöglings und zugleich einen Überblick über das ganze Kaverianum gewonnen hast. Ich möchte dir aber auch noch etwas über die letzten Tage und sein seliges Hinscheiden erzählen, denn jetzt sind wir noch bei ihm in der dritten Gymnasialklasse.

3. Die erstorbene Lilie.

Die Erfolge des dritten Schuljahres hatten in dem fleißigen Studenten in der vierten Klasse immer mehr Liebe und Eifer zum Studium nachgerufen, sodaß er selbst jede freie Zeit mit Erlaubnis des Präfecten zum Studium benützte. Da er aber auch die Mühen des Studiums von Tag zu Tag mehr kennen lernte, so schloß er sich andererseits, um diesen zu begegnen, immer inniger an Gott und seine gute Mutter Maria, mit der er bald vereinigt sein sollte auf immer. Noch feierte er im Kreise seiner geliebten Mitzöglinge das hochheilige Weihnachtsfest, nahm am Neujahrtsfest an einem Theater der Zöglinge als Spieler theil und verlebte in Glück und Zufriedenheit seine Tage. Schon ging er mit dem Gedanken um, binnen einiger Monate das hl. Ordenskleid zu empfangen und als Sohn des hl. St. Herzens Jesu Gott ganz geweiht zu werden. Die göttliche Vorsehung aber hatte mit ihm etwas anderes vor, sie wollte die herrlich blühende Lilie von diesem Erdentale in das himmlische Paradies verpflanzen, vereinigen mit ihresgleichen im himmlischen Blumen-garten.

Schon seit einigen Tagen war das Gesicht des Zöglings geschwollen und der Br. Präfect stellte ihm öfter frei, sich zu Bette zu legen. Doch er lehnte es immer dankend ab, denn er wollte um keinen Preis die Schule versäumen. Am 20. Jänner noch schrieb er eine mathematische Schularbeit mit gutem Erfolge, nächsten Tag zur Zeit des Aufstehens ließ er durch einen Mitzögling den Präfecten bitten, daß er im Bette bleiben dürfe, was ihm sogleich erlaubt ward. Tagsüber besuchte ihn der Präfect öfter und immer legte sein guter Zögling eine ungetrübte Heiterkeit an den Tag. Auf eine Frage des Br. Präfecten, ob er heute nicht sterben wolle, antwortete er mit den einfachen Worten: „Sehr gerne, Bruder; wie glücklich wäre ich, bald vereinigt zu sein mit Jesus, mit Maria, meiner lieben Mutter!“ Mit heißem Verlangen sehnte er sich nach dem besseren Jenseits, nach Maria in den schönen Worten:

„Dich sehe ich in tausend Bildern,
 Maria, lieblich ausgedrückt.
 Doch keins von allen kann dich schildern,
 Wie meine Seele dich erblickt.
 Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
 Durch dich mir wie im Traum vergeht,
 Ein unnenntbarer, süßer Himmel
 Mir ewig im Gemüte steht.“

Wer aber hätte gedacht, daß seine Sehnsucht in so kurzer Zeit sollte gestillt werden? Weber er noch

die andern. Denn außer Atembeschwerde fühlte er sich ganz wohl. Noch öfters kam man im Laufe des Tages auf den Tod zu sprechen und immer gab er der Hoffnung auf ein besseres Leben im Himmel Ausdruck. So verstrich der Tag; die Nacht stellte sich ein und mit ihr auch etwas Kopfschmerzen, die aber seine Heiterkeit durchaus nicht beeinträchtigten.

Es war 8 Uhr abends, — die Zöglinge hatten sich kurz vorher zur Ruhe begeben — als der Br. Krankenwärter seinen Patienten besichtigte und ihn in einem fürchterlichen Krampfanfalle erblickte. Mit entsetzlicher Wucht wurde der Kranke auf- und niedergeworfen. Ratlos stand der Bruder da, still zum wahren Arzte, zu Jesus, betend um Erleuchtung in dieser drangvollen Lage und er ward erhört. Schnell rief er den Br. Präfecten herbei und ließ durch ihn Wasser holen, mit dem er des Kranken Kopf und Brust benetzte. Sogleich besserte sich der Zustand und der Krampf hörte auf. Auffällig ist, daß der Kranke keinen Arzt noch irgendwelche andere Hilfe verlangte; nur den guten Arzt der Seele und des Leibes rief er unaufhörlich an in stillem Gebete, sodaß er alle Klagen vergaß und wie ein Lamm geduldig sich in den Willen Gottes ergab. — Als bald beeilte man sich, den Arzt zu holen und den hochw. P. Oberrn zu rufen.

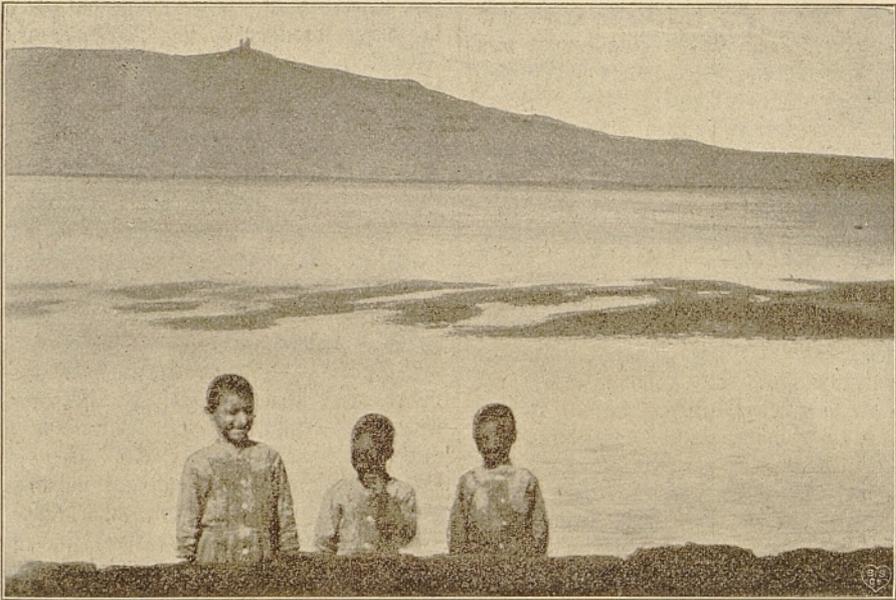
Plötzlich! — „Jesus, Maria!“ und er konnte kein Wort mehr hervorbringen; der Krampf hatte ihn neuerdings erfaßt, ließ aber bald wieder nach. Kurze Zeit darauf erschien der Arzt, der sogleich eine Untersuchung anstellte. Doch das unruhige Verhalten des Kranken machte es ihm unmöglich. Aber ein Blick des Präfecten genügte ihm, sich ruhig zu verhalten, obwohl sein ganzes Bestreben wegen der infolge Verschleimung eingetretenen schweren Atmung darnach ging, aufzustehen, und er sich unruhig auf dem Bette wand. Als bald erfolgte ein neuer Anfall, bei dessen Beginn der hm. Oberrn, der unterdessen herbeigekommen, dem Kranken die Generalabsolution erteilte und in einer bis zu Thränen rührenden Weise das „Ave Maria“ vorsagte. Es ist ihm unmöglich, den Anblick zu schildern, die tiefe Trauer rings umher, zumal da einige Zöglinge erwacht und sich eingefunden hatten. Betend knieten diese zu den Füßen ihres geliebten Mitzöglings, der allein an der gemeinsamen Trauer nicht teilzunehmen schien, denn sein Antlitz zeigte eine heilige Ruhe. Und wahrlich! Was hätte ihn auch in Trauer versetzen können? Sah er doch seine Sehnsucht endlich gestillt, konnte er doch Gott zur Versöhnung seiner Gerechtigkeit die Lilie der unversehrten Keuschheit vorweisen, sich das tröstliche Zeugnis ausstellen, seine Pflicht als Zögling und Student immer getreu erfüllt zu haben, konnte er

doch sicher auf die allmächtige Fürbitte seiner lieben Mutter Maria, die er immer so innig geliebt, rechnen, sich trösten mit dem Ausspruche des göttlichen Heilandes: „Jeder, der da verläßt Vater oder Mutter oder Brüder oder Schwestern oder Haus oder Gut um meines Namens willen, wird das hundertfache empfangen und das ewige Leben besitzen.“

Der überglücklicher Jüngling, dein heißes Sehnen, das da ausgedrückt ist in den Worten Mariens: „Laß deine Stimme in meine Ohren klingen, denn deine

Stimme ist süß und dein Angesicht schön. Komm', Herr Jesu! Beeile dich, bald zu mir zu kommen, rufe mich und ich werde dir antworten,“ soll nun bald erfüllt werden und wir, die wir hier zu deinen Füßen knien, sollen zurückbleiben, zurückbleiben in dem Elende dieser Welt, unser Sehnen nicht gestillt sehen! Doch mein Gott, es geschehe dein Wille!

Da sich unterdessen der Zustand des Kranken verschlimmerte, so beeilte man sich, ihm noch die hl. Lunge zu spenden, denn infolge der großen



Negerknaben am Nilufer.

Verschleimung war es unmöglich, ihm die heilige Kommunion zu reichen. Während der Obere und Präfekt mit einigen Zöglingen sich vom Kaverianum ins Missionshaus begaben, um das Nötige zu beschaffen, verfiel der Kranke in den Todeskampf. „Ich sterbe,“ rief er mit stocfender Stimme, „betet, ich sterbe, Ave Maria, Ave Maria, ich sterbe!“ Bald konnte er kein Wort mehr hervorbringen als die Worte „Ave Maria,“ die er früher immer im Munde geführt, die ihm eine Schutzwehr gegen jeden Angriff des bösen Feindes gewesen. Auf natürliche Weise war es nach der Konstatierung des Arztes nicht möglich, daß er noch länger lebte. Es war also offenbar ein Eingreifen Gottes, wenn er lebte,

bis ihm die hl. Lunge gespendet werden konnte, welche Gnade ihm wohl Maria von Gott erwirkt haben mag. Während ihm der P. Obere dieselbe erteilte, fing der Puls bedeutend schneller zu schlagen an, nach Beendigung der heiligen Handlung nahm er rasch ab. Weinend und betend knieten die Zöglinge am Krankenlager und vermochten kaum auf die Gebete des Priesters, der schon die Sterbegebete begonnen, zu antworten. Während dieser Gebete sprach der Bruder Krankenwärter dem Sterbenden die rührendsten Stoßgebete vor. Die drei schönen Gebete: „Jesus, Maria und Josef, euch schenke ich mein Herz und meine Seele usw. und der englische Gruß „Ave Maria“ waren auch seine letzten Worte.

Bald nachher hauchte er seine lilienreine Seele aus und flog im Adlerfluge hinauf in die Arme seines himmlischen Seelenbräutigams, an die Brust seiner guten Mutter Maria. — O Tod, du bist kein Tod, sondern ein Leben, ein Leben für die Gerechten, ein Tod nur für die Bösen. — So erstarb die reine Lilie für diese Welt, um neu aufzublühen im ewigen Paradiese, aufzublühen in unsterblichem Glanze, in unendlicher Pracht und Lieblichkeit.

In der Bestürzung hatte man sogar vergessen, die Zöglinge zu wecken, jetzt aber wurden alle zusammengerufen, um den hl. Rosenkranz zu beten.

Es war 11 $\frac{1}{4}$ Uhr am 21. Jänner, am Feste der hl. Agnes. Noch in derselben Nacht brachte man den Verstorbenen vom Xaverianum ins Ordenshaus, woselbst er aufgebahrt wurde. Hier lag er, die erstorbene Lilie, das verwelkte Veilchen, erstorben und verwelkt für diese Welt, neuerblüht für das Jenseits, umgeben von duftenden Blumen, die seine



Schilluk-Krieger.

schönen Tugenden und Vorzüge sehr gut zum Ausdruck brachten. Wie ein schlummernder Engel, das Haupt mit einem weißen Kranze geziert, in den gefalteten Händen das Sterbekreuz und den geweihten Rosenkranz, ruhte er in einem Blumenbeete, ein süßes Lächeln umspielte seine Lippen. Die natürliche Gesichtsfarbe war nicht gewichen, die Augen waren geschlossen, um sich erst wieder zu öffnen am großen Tage und zu schauen für immer die Herrlichkeit Gottes. Abwechselnd hielten Ordensleute, Novizen und Zöglinge die Totenwache, den hl. Rosenkranz betend für den teuren Dahingeshiedenen.

Auf den 23. Jänner ward das Begräbnis festgesetzt, das eher einem Triumphzuge als einem Leichenbegängnisse glich. Da der Verstorbene, wie

gesagt, ein Sodale der marianischen Kongregation gewesen, so beteiligten sich auch die Mitglieder dieser Sodalenverbindung. Alle Schüler des Gymnasiums trugen brennende Kerzen, die Zöglinge außerdem weiße Schärpen, alle Ordensmitglieder das Rochett. Voran trug ein Laienbruder im Chorrock die Fahne der allerseeligsten Jungfrau Maria. Dann folgten die Studenten, denen sich drei Zöglinge mit dem Kreuze, versehen mit einem weißen Lilienkranze, und drei Studenten der vierten Klasse mit einem von der Liebe der Mitschüler gewidmeten Kranze anschlossen. Diesen folgten die Novizen, Professoren und drei Ordenspriester, abwechselnd Palmen singend. Dann kam der Sarg, getragen von sechs Zöglingen, die es sich nicht nehmen lassen wollten ihrem teuren

Mitzögling diese letzte Ehre zu erweisen. Dem Sarge folgten zwei Böglinge, von denen der eine einen großen Kranz von grüner Farbe, gewidmet von den Mitzöglingen, der ihrer sicheren Hoffnung, sich einst wiederzufinden im besseren Jenseits, Ausdruck verleihen sollte, trug, der andere auf einem Samtkissen die mit Blumen umwundenen Bilder des hl. Moïsius und der hl. Gottesmutter Maria, welche beiden er in seinem Leben so eifrig nachgestrebt hatte. Die hochw. Herren Professoren, Augustinerchorherren, denen das übrige Volk folgte, beschloffen den langen Zug. Auf der Hälfte des Weges nahmen die Brüder Scholastiker den Böglingen die teure Bürde, die sie zu Grabe trugen, ab.

Feierlich klangen die Töne des „Miserere“ hinaus in die gottesfreie Natur, die auch selbst an der allgemeinen Trauer teilzunehmen schien; denn öde und schweigend lag die weite Flur, in das Leichentuch des Winters gehüllt. Die Bäume hatten ihren lieblichen Laubschmuck verloren und die weißbereiften Äste zitterten im kalten Nordwind. Kein melodischer Gesang erheiterte das Gemüt. Fortgezogen waren sie, die holden Säger der Lüfte. Nur Dohlen und Raben kreisten unter widrigem Gefrächze über den starren Leichnam der Flur.

Unter lautem Abbeten des Rosenkranzes kam man endlich auf den Friedhof der Wallfahrtskirche zu Mühland „Maria im Lande“. So manch' bittere Träne folgte dem ins Grab sinkenden Sarg, doch die meisten beneideten den teuren Toten um sein schönes Los, seinen überglücklichen Tod; gar manchen ergriff eine wehmütige Sehnsucht nach dem besseren Jenseits, um vereint zu sein mit dieser ersten Blume aus dem Garten dieser Auserwählten. Sogleich warfen die Böglinge ihre weißen Schärpen als Zeichen ihrer innigen Liebe in das Grab und bedeckten mit dieser Liebesbezeugung den Sarg des teuren Toten nach den schönen Worten:

„Es kränzt die Lieb' den Sarg der Toten
Und sendet ihre heil'gen Boten

Empor zum Thron der ew'gen Huld
Um Nachlaß ihrer Straf' und Schulb.“

Bald war alles vorüber, aber unauslöschlich in die Seele seiner trauernden Mitbrüder eingedrückt. Nur allzuspät hatte man ihn schätzen gelernt. Erst als sie schon gebrochen war, die zarte Lilie, wurde man auf sie aufmerksam. Zu spät merkte man, daß das, was man im Leben bewundert, nur ein Schatten von den Schönheiten, die nach ihrem Ersterben zum Vorschein kommen, gewesen sei. Gleich am nächsten Tage sehen wir die kleine Böglingsschar am Grabe des geliebten Mitzöglings beten, der in der Blüte der Jahre, im 16. Lebensjahre, aus ihrer Mitte ist entrisfen worden. Nach einem gemeinsamen Gebete stehen sie längere Zeit stumm in Betrachtung versunken, vor dem Grabe. Sehnsucht und Hoffnung tragen sie hinauf in den weiten Himmel, sie denken und träumen sich an der Seite des geliebten Mitbruders in Liebe und Seligkeit getaucht. O Herr und Gott! laß diesen süßen und freundlichen Traum zur schönen Wirklichkeit einst werden. Bis dahin sei du, freundliche Hoffnung des Wiederfindens in Gott, die von diesem Grabeshügel uns süß und mild umweht, unsere treue Geleiterin durch die Öden des Lebens und führe einst auf schnellem Flügel unsere Seele aus den Räumen der Erde himmelan zur Seligkeit des Wiederfindens.

Nur mit Mühe konnte man sich vom Grabe losreißen. Das Herz aber blieb zurück; selbst in den Träumen der stillen Nächte sah man sich an seinem Krankenlager, mit ihm beim heiteren Spiel, denn

„Von der Freundschaft Hügelmale
Schwebt des Christen Seele oft
Nach des Himmels gold'nem Saale —
Träumt und glaubt und hofft.“

Was nun, lieber Leser, mag dieser Seele einen so glücklichen Tod, eine so ungeteilte Anerkennung ihrer Tugend verschafft haben? Zweifelsohne sein reiner Lebenswandel, der in der zärtlichen Liebe und Andacht zur unbefleckten Gottesmutter Maria seinen Ursprung hatte.



Aus Kairo.

Vom hochw. P. Bernard Zorn F. S. C.

„Versprechen macht Schuld!“ — Als ich Mühland verließ, habe ich Ihnen und allen meinen lieben Mitbrüdern daselbst versprochen, dann und wann etwas von mir und Afrika hören zu lassen. Sehen Sie, wie ich pünktlich bin?

Die Hauptstadt (El-Masr) sehe ich jeden Tag. Es ist im vollen Sinne des Wortes eine „Großstadt“, doch dürfen Sie sich dieselbe nicht ganz und gar nach europäischem Stile vorstellen! Die Straßen wimmeln zu jeder Zeit von Menschen: Engländern, Franzosen, Italienern, Deutschen, Griechen; doch sind die Schwarzen noch immer am häufigsten vertreten. Diese letzteren sind zwar meistens anständig, doch auch oft sehr ärmlich gekleidet: Ein langes Hemd und ein schmutziges Taschentuch um den Kopf gebunden, macht ihre ganze Toilette aus. Die Frauen tragen außerdem noch einen großen schwarzen Schleier vor dem Gesichte, so daß nur noch ein wenig von der Nase nebst Augen und Stirne sichtbar sind. Arme Kreaturen! ich habe sie oft bedauert, wenn ich sie mit dieser Art „Maulkorb“ daherkommen sah.

Die Kinder, deren es in Afrika überall eine Unzahl gibt, laufen meistens verwahrloht und halb nackt herum. Immer barfuß; nie mit einer Kopfbedeckung. Manche hocken an den öffentlichen Straßen, so schmutzig, daß man dieselben kaum, um ihnen zu helfen, anfassen möchte. Ihre trüben, tiefliegenden Augen sind wie in einen schmutzigen, von den vielen Fliegen ausgesaugten Rahmen eingefaßt.

Spricht man mit einem, oder gibt man gar ein kleines Geschenk, gleich wittern es die andern und, ehe man sich's versteht, ist man von einem paar Dutzend nach Bakschisch (Trinkgeld) schreienden Kindern, Müttern, Tanten und wer weiß, was noch alles, umgeben. Da wird oft guter Rat teuer, und man hat seine liebe Not, wieder glücklich aus dem Labyrinth herauszukommen.

In Kairo gibt's viele arme Leute, die ihren Unterhalt damit verdienen, daß sie herumgehen und Pseifen reinigen. Eine sehr große Anzahl Personen beiderlei Geschlechtes erhalten sich durch Betteln. Wie sich erwarten läßt, sind nicht wenige derselben nichts-würdige Betrüger. Es gibt manche, deren Auseres bei jedem, der sie sieht, das tiefste Mitleid erweckt, während sie bedeutende Schätze sammeln. Ein Fall dieser Art möge an dieser Stelle genügen:

Ein blinder Fellah (Bauer in Ägypten), der von einem jungen Mädchen, seiner Tochter, die immer beide fast nackt waren, durch die Straßen der Stadt geführt wurde, nahm auch noch einen türkischen Bettler mit sich, um mit ihm sein Abendessen zu verzehren. Eines Abends war der Fellah selbst nicht zu Hause; wohl aber seine Tochter, die dem türkischen Kollegen seine Abendmahlzeit zubereitete. Während er nun aß und mit den Händen herumtastete, gewahrte er ein Gefäß mit Geld. Sofort war sein Entschluß gefaßt: So schnell als möglich beendigte er seine Mahlzeit und entfernte sich, das Gefäß mit seinem Inhalte mit sich tragend.

Als der Fellah zurückkehrte, war sein erster Gang nach seinem Schatze. Als er ihn jedoch, trotz sorgfältigen Suchens, nicht mehr finden konnte, und ihm auch seine Tochter erzählte, wie sich sein Freund des Abends so sonderbar benommen und so schnell mit etwas entfernt habe, ging ihm ein Licht auf.

Nach eilte er zur Behörde und meldete den Vorfall. Der Dieb wurde ergriffen und man fand, daß das gestohlene Gefäß — 550 Guinee, ungefähr 5000 Kronen, enthielt! Sonderbare Bettler! — Er erhielt sein Eigentum wieder zurück; es wurde ihm jedoch strengstens verboten, ferner noch jemanden um ein Almosen anzusprechen.

Es gibt Bettler, die den größten Teil von dem, was sie während des Tages einsammeln, nachts an Schnaps oder, wer weiß, wie, vergeuden.

Die Rufe der Bettler hier sind meistens religiös und nicht selten rührend. Die gewöhnlichsten sind: „O Mitleiderwecker! — O Herr! — Um Gotteswillen, o Missethäter! — Ich bitte meinen Herrn um einen Kuchen Brot! — Ich bin der Gast Gottes und des Propheten! — Meine Mittagsmahlzeit muß deine Gabe sein, o Herr! — Vertraue auf Gott; es gibt nur einen Gott! — Ich wünsche dir einen glücklichen Tag (einen gesegneten Abend); und, wenn du etwas in der Tasche hast, gib es mir! 2c. 2c.

Gibt man ihnen etwas, so wird man alsbald als eine edle, freigebige Seele überall gelobt, und die Folge ist, daß einem am folgenden Tage eine wahre Flut von Bettlern an den Hals kommt. — Gibt man nichts, so muß man sich wohl hüten, ihnen eine bloße abschlägige Antwort zu geben; das würde als höchst unanständig gelten; man muß auch eine

von diesen schönen Formeln wählen, z. B. „Gott segne dich! — Gott befriedige dich und mache dich reich!“

D wie weh' tut's einem in der Seele, wenn man so oft den Namen Gottes nur aus materiellem Interesse aussprechen hört!

Kommt es vor, daß jemand in einen Laden geht, um ein Brot zu kaufen, aber kein Geld hat, um es zu bezahlen, andererseits der Bäcker auch gerne etwas verdienen möchte, so kommen sie folgendermaßen überein: Der Bettler geht, mit dem Brote in der Hand, durch die Straße voraus und, auf dasselbe hinweisend, bittet er die Vorübergehenden im Namen Gottes, ihm den Preis desselben zu geben. — Gelingt es ihm, so überreicht er das Geld dem Bäcker, der hinter ihm herkommt, und geht seines Weges.

Die männlichen Dienftboten führen ein ziemlich bequemes Leben, mit Ausnahme des „Sais“ (Stallknechtes), der überall, wohin der Herr reitet, vor oder neben ihm herläuft; dies muß er, auch in der größten Hitze, stundenlang tun, ohne ermüdet zu scheinen.

Fast jeder wohlhabende Mann in Kairo hat einen „Bowwal“ (Türhüter), der immer an der Türe seines Hauses bleibt, und mehrere andere männliche Diener. Die meisten derselben sind geborene Ägypter; aber auch viele Nubier werden zu Dienern genommen. Letztere werden meistens als „Bowwal“ genommen und in der Regel für ehrlicher gehalten als die ägyptischen Diener; ich glaube jedoch, daß sie diesen Ruf nur ihrer größeren Schlaueit verdanken.

Der Lohn, welchen die Diener erhalten, ist sehr gering, doch bekommen sie auch öfters Geschenke, besonders wenn der Herr hohe Besuche bekommt.

Sie schlafen in ihrer ganzen Uniform, die ja meistens nur in einem blauen Hemde besteht; im Sommer im Freien, unter einem Baume, oder auch auf dem Dache des Hauses, die nach morgenländischer Art alle flach sind und man auf denselben spazieren gehen kann. Oft bekommt ihnen dies jedoch schlecht: sie ziehen sich nämlich während der kühlen Nacht langwierige Krankheiten zu.

Die Araber sind ein sehr abergläubisches Volk; doch die Ägypter verdienen in dieser Hinsicht vor allen noch den Vorzug.

Als neulich der Wind etwas stark wehte und einige Ziegel, die vielleicht sehr schlecht befestigt waren, von einem Dache fielen, wurde ihr Schrecken allgemein. Viele liefen zu dem verhängnisvollen Orte, ohne daß jedoch jemand es gewagt hätte, ihm nahe zu treten. Man glaubte nämlich, daß da oben ein erzürnter Geist sitze, der die Ziegel herabwerfe.

Die Meinung, daß boshafte oder in ihrer Ruhe gestörte Geister sich in Kairo oder an andern Orten Ägyptens, und zwar mit Vorliebe auf den Dächern aufhalten, ist sehr verbreitet. — Zwar möchte man so was heutzutage, wo die Kultur immer mehr in Ägypten zunimmt, nicht mehr recht glauben, aber was machen? man hat's immer geglaubt, also . . .

Wenn ein Kind im gewöhnlichen Alter noch nicht laufen will, so bindet seine schwarze Mutter ihm die Füße mit einem Palmenblatte mit drei Knoten zusammen, trägt es, während sich die Moslemin zum Freitagsgedete in der Moschee versammeln, an das Tor derselben, legt es nieder und wartet, bis das Gebet zu Ende ist. Aufmerksam steht sie da und, sobald der erste aus der Moschee austritt, bittet sie ihn, einen von den Knoten zu lösen. Ist dies geschehen, so bittet sie den Zweiten den zweiten, den Dritten den dritten Knoten zu lösen.

Ganz zufrieden und mit einem Glauben, der eines Besseren wert wäre, nimmt sie ihr Kind und geht nach Hause, fest überzeugt, daß diese Zeremonie ihm bald auf die Beine helfen wird.

Wenn man von jemanden etwas Böses fürchtet, so ist es Sitte, einen irdenen Krug hinter seinem Rücken zu zerbrechen. — Dieses tut man auch, um einem weitem Zusammentreffen mit einer solchen Person vorzubeugen.

* * *

Noch manches hätte ich Ihnen zu schreiben von unsern mehr oder minder guten Schwarzen, doch für diesmal muß ich Punkt machen. Beten Sie recht fleißig für uns, damit der liebe Gott unsere Arbeiten segnen und durch uns möglichst Vielen die Pforten der ewigen Glückseligkeit öffnen möge.

Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige! Bittet also den Herrn der Ernte, auf daß er noch immer mehr Arbeiter in seinen Weinberg sende.



Etwas über die Obelisken der Ägypter.

Das alte Ägypten hat noch manches aus der Blütezeit seines Volkes aufzuweisen, das wir heute staunend bewundern. Zu diesem gehören auch die Obelisken. Mit diesem Namen bezeichnen wir

pyramidenförmig verlaufende Säulen, welche oben mit einer scharfen Spitze endigen. Wir können heute diese Art Säulen auf den Gräbern in den Friedhöfen fast überall sehen, obwohl meiner allerdings sehr unmaßgeblichen Ansicht nach die schönste und würdigste Zierde auf dem Grabe eines Christen stets das Zeichen unserer Erlösung, das Kreuz ist. Der Obelisk (griechisch), in Ägypten Techen genannt, war mehreren alten Kulturvölkern in Asien bekannt, doch wurde derselbe nur von den Ägyptern besser ausgebildet, schließlich zu einem Bestandteil des Kultes erklärt und in ganz gewaltigen Dimensionen aus einem Stück Felsen hergestellt.

Die uns bekannten Obelisken der Ägypter datieren aus der Zeit von 1600 vor Christi Geburt bis zur Eroberung des ägyptischen Reiches durch die Perser unter König Rambyzes, eines Sohnes des mächtigen Perserkönigs Cyrus, der uns ja auch aus der biblischen Geschichte bekannt ist (Wiederaufbau von Jerusalem).

Ursprünglich waren dieselben nur für den in Ägypten besonders ausgeprägten Totenkult bestimmt, später wurden sie dem Sonnengott geweiht und vor den Tempeln aufgestellt, und da die Könige

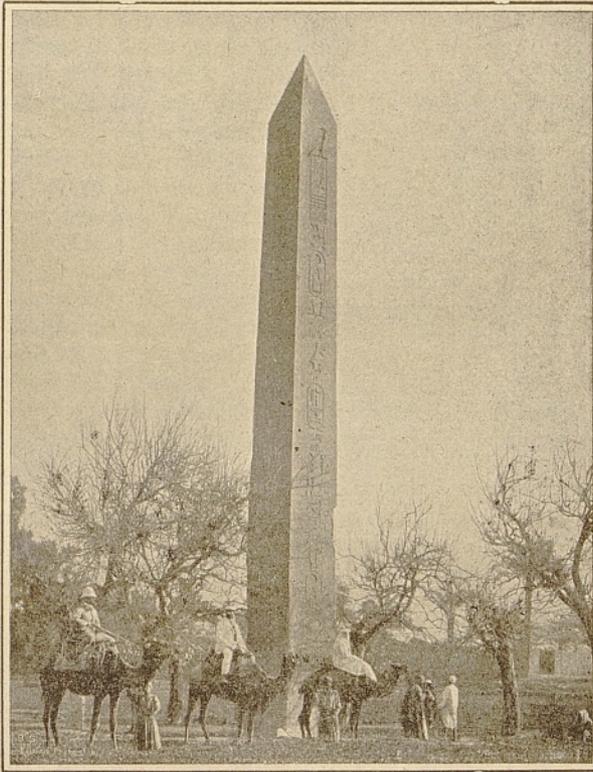
als Vertreter dieser Gottheit galten, so wurden die Obelisken als Zeichen der Würde und Erhabenheit der Könige auch vor deren Palästen angebracht.

Als bei der Eroberung Ägyptens durch die Perser

die Landeshauptstadt Theben gefallen war, ließ der grausame Sieger, erbittert durch den heftigen Widerstand, alle dem Kultus geweihten Gegenstände und Bauwerke zerstören. Nur die beiden großen Obelisken ließ er durch besonderen Befehl verschonen, damit diese Denkmäler der früheren Größe und Kraft des ägyptischen Volkes bestehen blieben.

Die späteren Kulturvölker suchten sich diese Zeugen alter Kultur dadurch zu sichern und vor weiterem Verfall zu bewahren, daß sie dieselben teils in ihren Museen aufstellten, teils als Schmuck für die öffentlichen Plätze in ihren Städten benützten.

Schon die römischen Kaiser ließen eine ganze Anzahl von Obelisken nach Rom transportieren und dort aufstellen. Noch jetzt sind in Rom neun beschriebene, das heißt solche, deren Seitenflächen mit Bilderschrift bedeckt sind, und mehrere unbeschriebene erhalten. Der Größte davon steht vor San Giovanni in Laterano, dieser Obelisk soll 99 französische Fuß = 32,20 m messen. Er war ursprünglich von König Tutmosis III. für Theben zu Ehren der Amon Ra bestimmt. Der höchste in Ägypten erhaltene Obelisk ist der der Königin Nunt Amen



Ägyptischer Obelisk.

in Karnak, welches 86 Fuß = ca. 30 m mißt. Von den beiden Obelisken zu Alexandrien, welche unter dem Namen „Nadeln der Kleopatra“ bekannt sind, liegt der eine leider zerbrochen am Boden. In der Mitte des Hypodroms zu Konstantinopel befindet sich ein Obelisk aus einem Stück Stein (Syenit) mit 73 Fuß Höhe; dieser war früher noch länger, auf dem Transporte von Alexandrien her brach er und es wurde nur mehr das obere Stück aufgestellt. Das britische Museum besitzt mehrere Obelisken, von welchem einer vor dem Fisiempel auf der Insel Phylae stand. Der Obelisk zu Arles in Frankreich, welcher 52 Fuß mißt, wurde an der Rhone ausgegraben und ist wahrscheinlich durch Konstantin den Großen dahingekommen.

Als Napoleon I. auf seinem Eroberungszuge nach Aegypten am 25. Juli 1799 seinen Einzug in Kairo halten konnte, ließ er durch die ihn begleitenden Gelehrten, Künstler und Techniker die bemerkenswertesten Bauwerke und Denkmäler abbilden und erforschen. Napoleon war von dem Gesehenen so begeistert, daß er soviel als möglich nach Frankreich senden wollte. Durch verschiedene widrige Umstände zerschlug sich jedoch dieser Plan.

Erst im Jahre 1831 erhielten die Franzosen von Mohamed Ali eine der beiden großen thebanischen Obelisken zum Geschenk. Die französische Regierung ging sofort ans Werk, denselben von seinem Standorte nach Paris transportieren zu lassen, wo er den Platz de la Concorde schmücken sollte. Der seinerzeitige Bericht über den Transport dieses Steinkolosses ist interessant genug, um ihn hier wenigstens auszugsweise wiederzugeben.

Die Regierung übertrug dem Ingenieur Lebas die Oberleitung für den Transport. Dieser ließ vorerst ein eigenes Transportschiff bauen, welches den 72 Fuß langen und 4364 Zentner schweren Obelisk aufnehmen sollte. Dieses Schiff, nach dem Standorte des Obelisk Luror genannt, segelte am 15. April 1831 in Toulon ab. Die Besatzung bestand aus 120 Seeleuten und 60 Handwerkern. Schon am 3. Mai erreichte Luror den Hafen von Alexandrien und segelte von dort den Nil aufwärts bis Theben, welches am 14. August erreicht wurde. Vor allem mußten nun auf der Ebene von Theben Hütten für die Arbeiter, Backöfen und Magazine gebaut werden, denn die Grabstätte des hunderttorigen Theben war öde und menschenleer. Nur ein armseliges Dörfchen lag zwischen den Ruinen und dem Nile, dessen Bewohner nicht instande waren, frische genügende Lebensmittel für sovielen fremde Menschen zu beschaffen. Die Arbeiter selbst legten

in den Ruhestunden kleine Küchengärten an, wo sie in kurzer Zeit Melonen, Lattich und andere Gemüsearten ernteten. Mittlerweile wurde auch mit den Vorarbeiten zum Umlegen des Obelisk begonnen, welche sehr viel Zeit erforderten. Der leitende Ingenieur ließ vom Fuße des Obelisk bis zum Nilufer eine schiefe Ebene graben, woran fast sämtliche Schiffsleute und 700 Araber (Aegypter) drei Monate lang arbeiteten. Mehrere Ruinenhügel mußten hierbei durchgraben werden. Das Schiff wurde nun so am Ufer angelegt, verankert und durch Dämme eingebaut, daß der Obelisk, auf der schiefen Ebene gleitend, direkt in dasselbe geschoben werden konnte. Der Hinterteil des Schiffes wurde weggenommen, sodaß für den Obelisk eine bequeme Eingangsöffnung geschaffen war. Nun erst konnte an das Umlegen des Steinkolosses gegangen werden. Er wurde auf die ganze Höhe mit einer 3 Zoll dicken Bretterhülle, welche durch eiserne Ringe zusammengehalten wurde, umgeben, damit eine Beschädigung des Steines beim Umlegen hintangehalten wurde. Mächtige Gerüste waren außerdem noch nötig, um den Koloß gefahrlos auf die schiefe Ebene niederlassen zu können. Endlich konnte der Obelisk gesenkt werden. Die Vorbereitungen erwiesen sich als wohldurchdacht und gut. In 1½ Stunden war die ganze Last an Bord des Schiffes gebracht. Das Hinterteil wurde wieder eingefügt, die Dämme entfernt und die Fahrt in die Heimat hätte beginnen können, wenn der Nil genügend Wasser geführt hätte. Es mußte somit noch das Hochwasser abgewartet werden, damit das Schiff mit seiner Last ungefährdet der Heimat zustreben konnte. Sechzig Araber wurden gedungen, um das Schiff an Seilen den Fluß hinabzuziehen. Erst nachdem 90 Meilen zuzückgelegt waren, konnte von den Segeln Gebrauch gemacht werden. Erst am 13. April 1833 kam das Schiff wieder ins offene Meer. Jetzt ging aber erst die Leidenszeit an. Der Luror wurde von einem größeren französischen Schiffe, dem Sphinx, ins Schlepptau genommen, doch schon am ersten Tage mußten beide Schiffe in der Bai von Marmara vor einem Sturm Zuflucht nehmen. Kaum waren sie wieder im offenen Meere, so trieb sie ein Sturm an die griechische Insel Milo. Am 11. Mai, über 2 Jahre nach seiner Ausfahrt, erreichte er endlich wieder Toulon. Aber noch war der Rest des gefährvollen Weges durch das mittelländische Meer zurückzulegen, Spanien und Frankreich mußte umsegelt werden. Man mußte noch alles aufbieten, um die Seine möglichst weit hinaufzufahren, damit der schwierige Landtransport auf das Mindeste beschränkt werden konnte. Diese Strecken wurden

glücklich zurückgelegt. Am 13. September lief das Schiff in die Seine ein. Es mußte nur noch günstiger Wasserstand abgewartet werden, um die Reise bis Paris fortsetzen zu können. Dort konnte

der Obelisk ohne Unfall aufgerichtet werden, welcher heute noch jedem Beschauer Bewunderung für ein Volk abnötigt, welches mit einfachen Mitteln so gewaltige Werke schuf.

J. Schw.



Aus Aegypten.

Vor mehreren Tagen besuchten wir das neue Museum in Kairo. Da sah ich so viel Neues, und noch mehr Altes, so ur- ur- uraltes, daß, und würde ich auch zwanzig Seiten schreiben, ich noch lange nicht das Bemerkenswerteste auch nur kurz schildern könnte. Sogleich kam mir der Gedanke, Etwas darüber zu schreiben. Doch waren die Museen mir diesbezüglich noch nie recht günstig. Als ich jedoch heute Morgen vernahm, daß ich nach kaum zweimal vierundzwanzig Stunden nach dem Sudan (etwa 2000 Stunden von hier) abreisen würde und daher heute Nachmittag die Pyramiden von Gizeh besuchte. Hah! wie wallt da das Blut ganz anders in meinen Adern!

Als ich im Museum war, sah ich die Mumien jener Könige, die zwei- bis dreitausend Jahre vor Christus in diesem Lande regiert hatten: Da sah ich das Skelett des Königs Nithimsaonf, Sohn Rapi's I., der ungefähr 3500 Jahre vor Christus gelebt hat. Jene Knochen also waren schon über 5000 Jahre alt. Wo ist die Seele, die sie einst belebte?

Nebenan lag das Gerippe des Königs Tumoßis II. (ungefähr 1700 vor Christus); es war an die zwei Meter lang und noch sehr gut erhalten. Auch einige Pharaonen harren dort des Tages der Auferstehung und Wiedervergeltung. Ramses I., Ramses II., Ramses III., Setis mit noch mehreren andern Königen in schön bemalten Kassen predigten mir: „So vergeht alle Herrlichkeit der Welt!“ — Es war wirklich ergreifend, inmitten dieser langen Reihen Mumien einherzuwandeln. — Auch sie hatten alle einst eine Seele gehabt; wo waren sie in diesem Augenblicke? Oh! könnten diese ausgetrockneten Knochen sprechen! — Die ganze Welt würde mit größter Spannung lauschen! — Das wird wohl einstweilen noch nicht geschehen! Gehen wir also für einen Augenblick nach Gizeh, zu den gewaltigen Pyramiden, die ich soeben besuchte, die von

diesen Königen erbaut wurden und ihnen als Grabstätte dienen.

Welch' gewaltigen Eindruck machen sie nicht auf jeden, der sie besucht! Wer sie nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich kaum auch nur eine annähernd richtige Idee davon bilden. — Man sagt, daß 100 000 Sklaven an einer einzigen 30 Jahre lang gearbeitet haben! — Was mir früher immer eine Fabel schien, glaube ich jetzt, da ich sie mit eigenen Augen gesehen und selbst bestiegen habe, ganz gern.

Eine dieser Pyramiden, wohl die höchste, ist, nach oben fast spitzig zulaufend, viereckig gebaut. Jede der vier Seiten mißt unten 227 Meter. Die Steine, die dazu verwendet worden sind, sind ungeheure Klöbe; meistens über einen Kubikmeter groß. Wirklich, würde man heutzutage noch einmal so etwas machen wollen, ich glaube, daß manches gelehrte Haupt es sich vorerst zweimal überlegen würde. Lange, düstere Gänge führen zum Innern der Pyramiden, wo sich mehrere, ziemlich geräumige Kammern befinden. Da sind die Grabstätten der ehemaligen Fürsten Aegyptens! Wahrhaft königliche Gräber! — Würden sie sich auch im Himmel so sehr von allen andern auszeichnen, so wären sie wirklich zu beneiden!

Rings um die Pyramiden herum ist Wüste, nicht ein einziger Grassalm wächst in ihrer nächsten Umgebung. Zahlreiche Beduinen halten sich da unten auf. Sie sind sehr anständig gekleidet, und auch in ihrem Benehmen den Fremden gegenüber, die zahlreich hinstromen, um die Pyramiden zu betrachten, bescheiden und freundlich. Der Wege kundig und im Steigen erfahren, helfen sie diesen gegen ein gutes Trinkgeld. Wenn man sie so von unten heraufkrabbeln sieht, kommt's einem vor, als ob man Mäuse an einer Mauer herauflaufen sähe. Hinauf geht's zwar mühsam, doch ohne Gefahr; anders verhält sich die Sache, wenn man wieder hinabsteigt: da muß man von Stein zu Stein, wie

über eine schief stehende Mauer hinabrutschen und, wehe, würde man das Gleichgewicht verlieren!

Obwohl es heute (es ist Jänner) während des Tages hier ziemlich warm, ich möchte fast sagen, heiß ist, so weht doch gegen Abend stets ein kühler Wind, der den Besuchern dieser Sehenswürdigkeiten Ägyptens die Heimreise sehr angenehm macht. —

Auch ich will mich bei dieser Gelegenheit von Ihnen verabschieden; es ist schon spät. — Dies wird mein letzter Bericht von Gessra sein.

So Gott mir hilft und Maria, und ich glücklich im Sudan angekommen bin, werde ich bald wieder etwas von mir hören lassen. — Tausend Grüße an Alle!
P. Bernard W. Jörn F. S. C.



Aus dem Missionsleben.

Eine sonderbare Erfrischung.

Neulich kam ich durch eine ziemlich belebte Straße Kairos und betrachte so ein wenig die morgenländischen Sitten und türkischen Manieren. „Die sind noch lange nicht so dumm!“ dachte ich oft; doch auch: „Da möchte ich aber nicht dabei sein!“

Bleiben wir einen Augenblick vor der Bude eines Barbiers stehen; betrachten wir den Meister und sein Opfer. — Soeben kam ein gut beleibter Türke, um, wie er sagte, sich eine „Erfrischung“ zu verschaffen. Und worin sollte sie bestehen? Aufgepaßt! und Sie werden schon sehen!

Nachdem der Barbier ihn höflichst eingeladen, sich auf einen Stuhl zu setzen (Kompliment, das er nur jenen macht, die gut bezahlen), schickte er sich alsbald an, ihm seinen schweren Turban abzunehmen und ihm ein großes Tuch um die Schultern zu hängen. Rechts stand ein Kübel mit dampfendem Wasser; daneben, auf einer Bank, lagen mehrere Sachen, die zur verlangten Erfrischung mit beitragen sollten. Ein schmutziger Bube brachte noch ein Gefäß mit kaltem Wasser herbei und die „Erfrischung“ konnte beginnen: Zuerst wurde dem Klienten der Kopf gut eingeseift. Gemüthlich schaute der Barbier zu, wie, während er sein Messer nach rechts und links über den Ballen seiner Hand strich, einige boshafte Fliegen sich dem Gaste auf die Nase setzten und, gerade als ob sie zu Hause wären, hin- und herliefen. Das mußte dem Dicken, der die Hände nicht frei hatte, nicht besonders gefallen haben, denn er schnitt gewaltige Frägen, sperrte den Mund bald meilenweit auf, um den unliebsamen Spaziergängern jene ihnen drohende Klust zu zeigen, bald schloß er ihn wieder

so gewaltig schnell, als ob er ihnen zurufen wollte: „Hätt' ich euch nur einmal zwischen diesen meinen Haarn, wie würde ich euch zermalmen!“ — Während er so, in Gedanken versunken, Rachepläne gegen diese unschuldigen Wesen schmiedete, ergriff ihn die gewaltige Faust des Barbiers bei der Kehle und, während der Bube den Kübel mit dem heißen Wasser bereit hielt, tauchte er den Kopf des sich nach „Erfrischung“ Sehrenden hinein bis über die Ohren,

Schnaufend und nach Lust schnappend erscheint das halbgekochte Gesicht des Muselmanen wieder an der Oberfläche; doch das war der „Erquickung“ noch lange nicht genug! Von neuem wird der Kopf eingeseift und von neuem steigt er ins heiße Bad. Nach etlichen solchen Kuren wird die Methode geändert: Der Bube trägt das heiße Wasser beiseite und bringt dafür den Eimer mit dem kalten Wasser. Wir Europäer würden uns höflichst für einen so großen Wechsel bedanken; der Araber macht sich nichts daraus. Also frisch ans Werk! — Während der Barbier den Kopf des Dulders etwas seitwärts rückt, gießt ihm der Bube den ganzen Kübel kalten Wassers über die Ohren und entfernt sich dann, als ob nichts geschehen wäre.

Nach so vielen Vorbereitungen ist der Schädel des Klienten genügend vorbereitet. Mit einem scharfen Messer wird er nun ganz glatt rasiert, was um so leichter geht, da die Haare vorher durch die häufigen Operationen fast bis zum Ausfallen weich gemacht worden sind. In diesem Zustande, glaube ich, war er einem Indianer, dem eben die Schädelhaut abgezogen worden, sehr ähnlich.

Nochmals wird ihm ein Kübel kalten Wassers über den Kopf geschüttet, dieser dann mit einem

Tuche gut abgetrocknet und wiederum mit dem Turban bekleidet.

Bevor jedoch der nun „erfrischte“ und „erquickte“ Mann sich entfernt, hat er eine andere Operation durchzumachen: Da ihm nämlich während der Kur die Glieder vielleicht auseinandergehoben worden sein könnten, sucht man sie ihm nun durch Zerren, Nichten und Drehen wieder einzurichten. — Diese Operation möchte ich sicher nicht mitmachen! „Ma' alessch“ sagt der Araber immer, „macht nichts“, „keine Rose ohne Dornen!“ Diese „Erquickung“ verschafft er sich fast jede Woche.

Oft sieht man Buben von 10 bis 15 Jahren schon den Barbier machen. Heute nachmittag sah ich zum Beispiel einen solchen, der einem Großpapa den Bart machen sollte. Gleich zu anfang war ich ganz über seine Geschicklichkeit erstaunt, doch milderte sich mein Vorurteil sehr, als ich sah, wie er mit dem Messer auf der linken Seite des schwarzen, weitaufgespreizten Mundes hängen blieb und infolge dessen dem armen Alten das Blut über die nackte Brust herab rann.

Unwillig wandte ich mein Gesicht von dem armen Opfer ab; doch da sah ich, wie ein anderer, während er seinem Klienten den Schnurrbart abnehmen wollte, auch einen halben Nasenflügel mitgenommen. Ich weiß nicht, was jener in diesem Augenblicke dachte und daherbrummte; es mußte jedoch nicht von besonderer Bedeutung gewesen sein, denn der Barbier stieß ihm mit der Hand unter die Nase, schob den Kopf mehr rückwärts und fuhr majestätisch fort seines Amtes zu walten.

„Arme Söhne Chams!“ dachte ich, „wie vieles müssen sie nicht leiden, wie viele Strapazen nicht durchmachen, ohne irgend einen Lohn für die Ewigkeit erwarten zu dürfen.“ P. B. M. Zorn.

* * *

Unsere Missionsschwestern.

Unsere Missionsschwestern, welche unter verschiedenen Namen in den fernen Missionen für das Gute tätig sind, tun dasselbe nicht bloß dadurch, daß sie den Kindern Erziehung geben, sie tun dies auch durch Werke christlicher Liebe, und tun das endlich dadurch, daß sie in einer Menge von Anlässen, wo der Priester sein geistliches Amt nicht üben könnte, die Aufgabe von Katechetinnen und Täuferinnen erfüllen. Nach Art der Engel bringen sie gleichsam unsichtbar mitten durch anscheinend unüberwindliche Hindernisse ein und verhelfen der Gnade zum Siege,

ohne daß dabei etwas anderes als der leise Ausdruck der Dankbarkeit und Bewunderung laut wird. Sie besaßen ein bedeutendes Wirkungsfeld, das sie aber jetzt erweitern wollten.

Die Schwestern verschafften sich ein geschlossenes Wägelchen mit kleinen Oefsen bespannt und wagten sich tapfer von Dorf zu Dorf. Nie gingen sie weniger als zwei mitammen aus, abwechselnd so viel als möglich je zwei Auserwählte, deren Los ihre Gefährtinnen in frommer Eifersucht beneideten.

Man macht sich bei der ersten Morgendämmerung auf den Weg und kehrt erst nachts heim. Ich brauche die Unfälle und Zwischenfälle der Reise nicht zu erzählen: das auseinander gerissene Gespann, die störrigen Tiere, die Flüsse, durch welche man mehr oder weniger waten mußte, das unangenehme, bisweilen ein wenig erschreckende, aber Gott sei Dank nie schädliche Zusammentreffen mit Tieren oder Leuten, alle diese Widerwärtigkeiten kommen häufig vor; sie beginnen aber mit einem Gebete zu den hl. Engeln und enden mit einem Deo gratias und einem herzlichen Lachen.

Die erste Seite bilden die Haltpunkte am Eingange eines Dorfes; die am wenigsten schüchterne der Reisenden ruft einen Neger und fragt um den Namen des Häuptlings oder des Vornehmsten des Dorfes. Dieser kommt. „Habt ihr Kranke? führt sie herbei!“ — „Die Damen, die Damen!“ hat man schon von allen Seiten geschrien, und der Wagen ist von Kranken umgeben.

Die Kiste mit den Heilmitteln wird allmählich leer. O, welch ein Glück! wenn ein Kind im Todeskampfe gezeigt wird. Die Schwestern teilen sich in die Aufgabe. Die eine beschäftigt das Publikum, indem sie einige Wunden verbindet; die andere sammelt sich, betet und zieht das blaue Fläschchen hervor. Es ist das Fläschchen mit Weihwasser. Die Eltern schauen zu: man wäscht dem Kindlein den Kopf und gibt es ihnen besser als geheilt, für die Ewigkeit gerettet, wieder zurück.

Diese Taufen in Todesgefahr mehrten sich in solchem Grade, daß die Heiden Verdacht bezüglich dieses Heilmittels neuer Art schöpften und die Ordensschwestern anklagten, daß sie die Kinder mit ihrem Zaubervasser töten; diese gewannen aber durch so viele Heilungen die öffentliche Meinung so sehr, daß sie ihnen allgemein zugetan bleibt. Bisweilen kommen Mütter ganz trostlos. Ihr Kind, das sie nicht mitzubringen vermochten, liegt sterbend in der Hütte. „Wollte die „große Dame“ es besuchen?“ — Und flink wie ein Engel springt die Schwester vom Wagen herunter; sie findet aus einem überriechenden Haufen Stroh und Tüchern einen halben Leichnam

heraus. Das Wasser des blauen Fläschchens hat dem Paradiese gar bald einen Auserwählten gegeben.

Es regnete Fragen an unsere „Doktorinnen“, daß sie darüber erröten: „Wo sind eure Männer? Wer schießt euch? Was wollet ihr als Belohnung für eure guten Dienste?“ — „Wir kommen aus der Ferne, aus dem weit entfernten Lande Italien“, antworteten sie. „Unsere Religion befiehlt uns, den Unglücklichen beizustehen. Der wahre Gott, der uns sendet, wird uns dort oben belohnen!“

Eine Frage drängt sich am Schlusse dieses Berichtes auf. Wie können diese schüchternen Jungfrauen, die alle aus den bescheidensten Familien Ober-Italiens und Tirols hervorgegangen, ein Leben unglaublicher Entbehrungen in einem Klima, das von ihrem vaterländischen Himmel so verschieden ist, ertragen.

Die Antwort findet sich in einem der letzten Briefe aus der Mission:

„Wir erheben die Augen zur Vorsehung, auf die wir bis zur Verwegenheit gehofft haben. Diese wird uns nicht verlassen, wosfern wir in unserm Glauben nicht wanken. Für jetzt ist es unerschütterlich, und wir fassen Mut im Vertrauen auf die großmütigen Seelen Europas zu Gunsten unserer Neger, die vom Satan so sehr umlagert sind, daß man alle erdenkliche Mühe hat, um einen Zugang dazu zu finden!

* * *

Tagewerk des Missionärs.

Die einzige Amtsverrichtung, welche ich hier auszuüben habe, ist, alle Abende das Gebet und bisweilen die Kreuzwegandacht abzuhalten und für etwa 20 Personen im Alter von 10—30 Jahren täglich vier Stunden Schule zu halten. Ich hätte über dreißig, wenn das Lokal sie alle fassen könnte, aber kein Geld, keine Schule! Wir sind die leidhaftige Armut. Nach diesen vier Stunden bleibt mir Zeit, um Missionär und auch Laienbruder zu sein; den einen Tag Schuster, den andern Tag Schneider, am Morgen Schreiner, am Abend Maurer oder Gärtner, sehr oft Maler und regelmäßig alles Mögliche. Ich lehre meine Knaben den Katechismus, biblische Geschichte, Lesen, Rechnen, dann die Handarbeiten, wie Rosenkränze machen, Strümpfe stricken und so Verschiedenes. Sie lernen sehr gerne und sind geschickt; mehrere von ihnen würden es manchem Weissen zuvortun. Wenn wir ein größeres Lokal hätten, könnte unsere Schule viel Gutes wirken. Sie ist das Mittel, um sie anzuziehen und

mit ihnen zu sprechen. Viele junge Leute würden sich sehr gern bei uns unterrichten lassen und würden sich auch fast immer bekehren.

Ich habe noch eine andere Schule; es ist die zu Gojova, einer Mission, die mir insbesondere übertragen ist. Das ist etwa 10 Kilometer von hier entfernt; ich gehe wöchentlich zweimal dorthin, um die hl. Messe zu lesen und alle diejenigen, welche kommen und mich anhören wollen, zu unterrichten; bald reise ich allein, bald begleitet mich eine Schwester, um sich mit den Frauen zu beschäftigen. Die Leute dieses Landes sind anfangs etwas wild; wenn es einem aber gelingt, sie anzuziehen, so kann man sie mit Kleinigkeiten gewinnen und sich anhänglich machen. Da wir ziemlich früh morgens dort ankommen, so zeigen wir, bis die Verspäteten kommen, unsere Bücher und Schiefertafeln und halten Schule. Kurzweilig ist es, die Ausrufe ihres Erstaunens und ihrer Freude zu hören, wenn es ihnen gelungen ist, ein Wort zu entziffern. Sie zeigen es einander und sagen dabei, was es bedeutet. Und wenn sie uns in ihrer Sprache lesen hören, rufen sie aus: „Sieh' da, er redet! Er kann schon reden!“ Sie kennen den Unterschied zwischen Lesen und Sprechen nicht, sie, die ihre Sprache vor der Ankunft der Missionäre nie geschrieben haben.

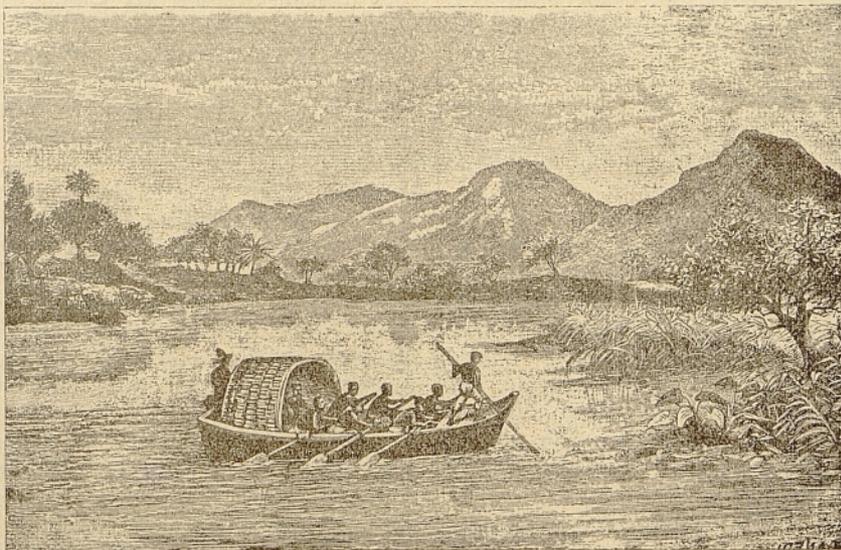
Es scheint, daß es an dem Tage, wo ich zum erstenmale in der Kirche das Gebet in der Landessprache verrichtete, ein wunderliches Schauspiel abgesetzt hat. Eine gute alte Frau wäre vor Erstaunen beinahe närrisch geworden! Ich hatte kaum angefangen, als sie einer anderen guten Alten, die neben ihr kniete, um den Hals fiel und indem sie dieselbe mit Tränen in den Augen mit aller Kraft umarmte, sagte sie: „Ist es wahr? Ist es wirklich wahr? Ist er es wirklich? Das ist ein Mann! — Brüder, er redet! Wo hat er es denn gelernt? — Er redet wahrhaftig!“

Aus diesem Zuge allein sehen Sie, daß wir es mit Kindern zu tun haben. Wir nehmen sie deshalb auch bei ihrer schwachen Seite: Bilder, Gefänge, Zeremonien, alles was in die Sinne fällt, dient zu ihrer Belehrung. Wir machen uns alles zunutze und die Erklärungen, welche wir ihnen geben, bewirken, daß sie nachts von dem, was sie gehört haben, träumen, und sie haben keine Ruhe mehr, bis sie in die Religion einzutreten verlangt haben. Die Bilder besonders! Stellt man ein schönes Bild auf, sie werden nicht mehr davon weggehen; sie werden sich in alle erdenklichen Lagen stellen, um daselbe nach allen Seiten zu sehen und geduldig die Erklärungen anhören, die man ihnen davon gibt.

Am Abend um 9 Uhr lasse ich die hölzerne Glocke

läuten und alsbald versammeln sich Knaben und Mädchen und nun beginnen die Prüfungen. Doch da fällt mir der Tag der großen Prüfungen ein, deren Verlauf ich doch ein bißchen genauer schildern muß. Es war am 17. November, als dieselben abgehalten wurden. Zuerst Katechismus, Lesen, Schreiben, Rechnen, biblische Geschichte, Gesang, Rosenkränze machen zc. und hernach Preisverteilung. Die Preise hat uns sämtlich ein hochherziger Wohltäter aus N. zugesandt; der liebe Gott möge ihm es tausendfach wieder vergelten. In dem Augenblick,

als die Verteilung der Preise begann, konnte man sich über die Zahl der jungen und alten Kinder Rechenschaft ablegen; nun ist man glücklich, wenn man recht viele Sachen zum Verteilen hat. Stoffe, Gebetbücher, Rosenkränze, Medaillen, Kreuze, alles verschwindet. Die Alten strecken die Hände aus, um ein Kreuz zu bekommen; die Mütter bringen ihre Säuglinge, um eine kleine Medaille zu erhalten. Habe ich nicht gesagt, daß sich in diesem Augenblick das ganze Dorf als zur Schule gehörig erklärt? Wie sollte man nun aber das Herz haben, dieser



Boot im Nil.

ausgestreckten Hand, diesen flehenden Augen, dieser ruhigen und schwächtigen Stimme, welche bittet, etwas abzuschlagen? Man gibt soviel man hat; hernach kommen Faden, Nadeln, Stednadeln, Scheeren, Bildchen, Ansichtskarten, sogar einige alte Messer! O guter Wohltäter, wieviele Glückliche haben Sie diese Nacht gemacht!

Hört, da stimmen nun aber unsere kleinen Kinder einen Gesang an. Ich konnte nur den Schluß davon behalten; sie haben ihn oft genug wiederholt, sodaß ich ihn nicht mehr vergesse:

„Vater, gib uns Zuckerfachen!“

Ah! diesen wichtigen Punkt hatte der gute Wohltäter gewiß nicht ahnen können. Ich lache und jedermann klatscht mir Beifall und unsere kleinen

Kobolde und Koboldinnen schreien immer stärker und schauen instinktmäßig nach unserer Ritze hin! Aber es ist nichts drin und Spezereikrämer gibt es hierzulande, wenigstens in Goyova, nicht. Ich versprach ihnen jedoch, daß das gute Christkind, welches hoffentlich doch auch zu uns kommen wird, gewiß viele süße Sachen bringen wird. Nun sind sie beschwichtigt, sie werden warten.

Die Mission zu Goyova ist ganz neu; alles muß da erst hergestellt werden, selbst die Kapelle. Ich habe als Zieraten nur den Ausschuß der Hauptstation; manchmal hat man dazu von drei Messgewändern genommen, um eines daraus zu machen und ich versichere Sie, ein ganz armseliges: die einen haben keine Bursa, die anderen keine Stola, dagegen

habe ich aber ein Stück roten Stoffes, welcher die Mauerlöcher über meinem aus Erde erbauten Altare verdeckt. Dann vervollständigen zwei Fahnen, die ich aus Europa mitgebracht, die Verzierung. Ich habe wohl zwei herrliche Bilder, die sich vortrefflich machen würden; aber ich erwarte noch den Rahmen zu denselben. Als Weichwasserkeffel haben wir eine kleine Tasse, als Meßkännchen die Hälfte eines Salatgeschirres. Unsere zwei schwarzen Meßdiener sind bis an die Kniee in die Hälfte eines Vorhanges von Mouffeline eingewickelt und alles übrige ist im Verhältnis dazu; das hindert aber nicht, mit großer Andacht vor 40—50 Heiden, Katechumenen und Christen die hl. Messe zu lesen; diese beten von ganzem Herzen die wenigen Gebete, die man sie lehren konnte, oder singen, so gut sie es können, das Lied, das man sie vor der Messe gelehrt hat.

Vor einigen Wochen kommt zu mir ein heidnischer Greis und sagte: „Schwarzrock, du hast uns versichert, daß die Betenden jenseits des Meeres an uns denken. Wissen Sie, wo wir sind?“

„Und warum sollten sie es nicht wissen? Ich wußte es wohl, ich, der ich gekommen bin, euch zu besuchen.“

„Du bist also auch über das Meer gefahren?“

„Ja, meine Kinder, ich bin für euch darüber gereist. Ich habe zu mir gesagt: Ich werde viel zu leiden bekommen, aber ich will die Menschen, die es nicht kennen, das Gebet des großen Geistes lehren. So dachte ich, da ich mein Vaterland verließ und meine Mutter umarmte und meine Mutter weinte.“

Beim Namen meiner Mutter riefen mehrere Stimmen aus: Was! Du hast eine Mutter! Sie ist am Leben! Sie wohnt jenseits des Meeres! Sie weinte und du hast sie verlassen! Du liebst sie also nicht?“

„Alle meine Worte können euch nicht begreiflich machen, wie sehr ich meine gute Mutter liebe; ich liebe sie mehr als mich selbst; aber des großen Geistes wegen liebe ich eure Seelen noch mehr.“

Dann nahm ich mein Kreuzifix in die eine Hand und erklärte ihnen, was eine Seele den Sohn Gottes gekostet hat und fügte bei: „Ich werde meine Mutter auf Erden nicht mehr sehen; aber ich werde sie im Himmel wiederfinden, und um euch dort zu finden, bin ich gekommen. Folget nur recht meinen Rat-schlägen, die euch den Weg dahin zeigen.“

Daß ich es noch mit wahren Heiden zu tun habe, zeigt Folgendes: In dem Dorfe herrschte vor einem Jahre die Influenza. Der Scheik ließ nun Nachforschungen anstellen, um zu erfahren, welches die Person sei, die alle seine Untertanen krank mache.

Ein Zauberer brachte es dazu, außerhalb des Dorfes eine arme, bucklige Frau zu entdecken, welche, wie er sagte, Ursache der Krankheit sei. Die arme Frau wurde getötet und ihr Leib soll aufgehängt bleiben, bis der Buckel gänzlich verschwunden ist, dann wird die Krankheit im Dorfe aufhören.

Zum Schlusse noch ein kurzes Erlebnis eines Missionärs hier bei uns in Goyova:

Zwei feindliche Negerdörfer waren mitfammen in Streit geraten und der Häuptling der stärkeren Partei wollte seine Fahne im Dorfe des besiegten Häuptlings aufhissen und die Fahne, die sich daselbst befand, herunterreißen. Schlags 12 Uhr sollte unter dem freudigen Gejauchze der Sieger dies vollzogen werden. Der siegreiche Häuptling war gerade im Begriffe, die feinnige aufzuziehen; doch bei diesem Anblicke stürzt der alte Monarch der Besiegten auf das Seil zu, entreißt es den Händen des Feindes und verhindert das Aufziehen der Fahne. Der Sohn des Alten, der ein Unglück befürchtete, eilt auch herbei und schleppt seinen Vater mit sich fort, während zwei feindliche Neger ihrem Häuptlinge zuhülfe eilten. Nun geben Sie aber wohl acht auf die Spitze der ganzen Geschichte. Einer der Missionäre, die nämlich zu dieser Zeit bei mir auf Besuch waren, trat mit einem photographischen Apparate versehen vor. Er wollte den Vorgang nach dem Leben aufnehmen im Augenblick, wo die Sieger und Besiegten die Fahne in die Höhe ziehen sehen sollten. Diese aber, welche eine Maschine ahnen und von den Alten unterrichtet sind, machen in dem Augenblicke, als der Künstler seine Nase an das Objektivglas hält, um richtig einzustellen, plötzlich eine halbe Wendung und bieten ihm gerade die Seite, welche derjenigen, die man gewöhnlich zeigt, entgegengesetzt ist. Ein schallendes und nicht endendes Gelächter überkam sofort alle, sogar den eifrigen Missionär. Dieser verzichtete darauf, seine Probe aufzunehmen und steckte seinen Apparat wieder ein.

Doch das Wichtigste hätte ich bald vergessen. Schon von verschiedenen Seiten wurde ich gefragt, auf welche Art und Weise eine Reise im heißen Afrika und besonders bei mir vonstatten geht. Ich sehe mich daher verpflichtet, Ihnen hierüber einen kurzen Aufschluß zu geben. Das Sprichwort sagt: „Was man oft tut, macht keinen großen Eindruck.“ Wir sind an unsere Lebensweise so gewohnt, daß wir nichts seltsames mehr darin sehen. Und doch würden unsere Wohltäter darüber staunen, wenn sie wüßten, wie die Dinge hier vergehen. In Europa braucht es, selbst um eine große Reise zu unternehmen, nicht viele Vorbereitungen. Offenbar würde niemand daran denken, Küchengehirn, Brot, Kaffee,

Kartoffeln usw. mit sich zu nehmen, noch weniger fiele es ihm ein, sein Bett mitzuschleppen. Man wird immer ein gastfreundliches Dach finden, wo man unentgeltlich oder um Geld Bewirtung findet. Hier muß der Vater, wenn er verreisen will, seine Diener mit sich nehmen: seine ganze kleine Welt setzt sich in Bewegung. Der Koch legt alle durchaus notwendigen Geräte, um das bescheidene Mahl des Vaters zu bereiten, in zwei Körbe. Dazu fügt er noch einige Stücke Brot und Gemüse, wenn er solches hat. Ein anderer wickelt einige Decken und ein Kopfkissen in ein Pack ein. In ein Kofferlein aus Weißblech versorgt man das für die heilige Messe Notwendige. Zwei Männer hängen das ganze an einen langen Stock, den sie nach Art der Wasserträger in Europa auf den Schultern tragen. Sie gehen gewöhnlich voraus, denn der Vater wird sie zu Pferd bald einholen. Nun sind sie fort; der Vater betet in der Zwischenzeit alles, was er kann, von seinem Brevier; denn er wird müde sein, wenn er im Dorfe ankommt. Ist die Stunde gekommen, so reist auch er mit seinem Katecheten, der ebenfalls auf einem Pferde reitet, ab.

Die Reisen sind oft sehr mühsam. Man muß 3, 4, 5 und noch mehr Meilen unter einer sengenden Sonne oder auch bei strömendem Regen machen. Unterwegs gibt es nichts, um seinen Durst zu löschen. Wenn man vom Durste übermannt sich entschließt, von dem schmalen Wasserstreifen, den man von Strecke zu Strecke findet, so setzt man sich einer schweren Krankheit aus.

Nun ist der Missionär in das Dorf gelangt; oft sind seine Leute noch nicht angekommen. Er muß geduldig warten. Einige Christen kommen und grüßen den Vater mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christus!“

Dann erkundigt man sich zu allererst bei dem Katecheten ob irgend jemand schwer krank sei, ob neue Geburten stattgehabt haben usw. Ist das Gepäck angekommen, so macht sich der Koch an die Arbeit; da ist keine Küche; man legt im Schatten eines Baumes einige Steine aufeinander, um eine Pfanne darauf zu setzen. Aus einem benachbarten Hause bringt man brennende Kohlen und schürt das Feuer an. Bald löst der Vater mit ein wenig Tee oder schwarzem Kaffee seinen brennenden Durst. Im Dorfe wird dann eine Hütte schnell zur Kapelle umgewandelt. Das ist seine Wohnung. Man stelle sich ein Strohdach vor, 30 Fuß lang und 15 Fuß breit, von einem Dutzend in die Erde geschlagener Pfähle getragen. Eine Öffnung der Wand ist die Türe, eine eigentliche Türe gibt es nicht, ebensowenig ein Fenster. Zu hinterst in diesem Obdach befindet

sich ein großer Klotz aus trockener Erde, 2 Fuß hoch, 4 lang und 2 breit. Das ist der Altar. Da sind keine Möbel, keine Sessel. Der Missionär, durch eine lange Reise ermüdet, setzt sich auf den Boden oder auf eine Bettstätte, die man oft nicht ungestraft gebraucht.

Er behilft sich soviel er kann, um sein mäßiges Mahl zu genießen. Gegen Abend, wenn die Arbeiten beendet sind, finden sich die Christen gewöhnlich ein; man richtet eine Ermahnung an sie. Am Morgen rüstet man den Altar zu und läutet die Glocke; am Sonntage hat man bisweilen eine ziemlich anständige Versammlung; fünfzig, siebzig, ja sogar hundert Personen. Wenn die Umstände es erlauben, und die Christen Eifer zeigen, die Anwesenheit des Vaters sich zunutze machen, so wird dieser bis am anderen Tage bleiben. Dann schnürt man das Bündel wieder und fort geht es in eine andere Ortschaft. So wird der Vater fünf, sechs Tage und gewöhnlich noch mehr auf der Reise bleiben, solange er nicht dringender Geschäfte halber heimgesufen wird, oder solange ihn das Fieber nicht befällt. Es beegnete mich, daß ich fünf starke Meilen von der Station entfernt krank wurde. Was machen? In diesen armen Dörfern bleiben, wo man nichts findet als eine Handvoll Reis und faulendes Wasser ist soviel, als sich der Gefahr aussetzen, sein Leben einzubüßen. Ich nahm all meinen Mut zusammen; ich schwach, um mich zu Pferd zu halten, ging ich langsam zu Fuß vorwärts und kam endlich nach Hause.

Auf dem Wege nachhause kam ich in das Dorf Djubo, das noch drei Viertelstunden von meinem Standorte entfernt ist. Ich lasse mich, um von den unsäglichen Schmerzen, die mir das Laufen bereiteten, auszuruhen, in einer Negerhütte nieder und lade einige Personen ein, zu mir kommen und mich anzuhören. Schon hatte ich eine Gruppe Schwarzer versammelt und machte ihnen Vorstellungen über ihre Gleichgiltigkeit in Sachen der Religion und über die Notwendigkeit, ihre Seele zu retten. Siehe, da wird die Hütte stark erschüttert, eine Stimme droht, das Dach in Brand zu stecken; darauf entsteht ein Schrei des Entsetzens und meine Leute machen sich einer nach dem andern davon. Ich befunde mich schließlich in diesem Wirrwarr allein mit einer alten Mama. Ich frage sie: „Ei, alte Mutter, was machst du? Ich komme, um vom lieben Gott zu reden und du unterbrichst mich, du rüttelst an der Hütte, als wolltest du sie über unserem Kopf zusammenstürzen lassen und drohst, das Dach anzuzünden. Bin ich denn nicht ein Häuptling? Bin ich denn nicht dein Vater, um dir den Weg in den Himmel zu zeigen?“ „O, für dich, Vater, ist das etwas anderes,“

antwortete sie, „du kannst dich in meine Hütte setzen; aber diese da,“ so sagte sie, auf die Schwarzen zeigend, „sollen nicht hieher kommen.“

„Und warum denn? Komme ich, um zu den Pfählen der Hütte zu reden? Nicht wahr, nein? Ich komme, um zu diesen Leuten, die du fortgejagt hast, zu reden!“

Vergeblich drang ich in sie; die alte Negerin wollte mir nicht mehr erlauben, mich in ihrer Hütte niederzulassen. Doch hatte ich mich inzwischen schon wieder etwas gestärkt und so zog ich denn weiter der lieben Station zu, wo ich, um mein Mißgeschick wieder gut zu machen, an demselben Tage noch den Trost hatte, eine Kranke zu unterrichten. Ich taufte sie seitdem und da kaum Hoffnung auf Heilung vorhanden ist, so wird ihre Seele beim Tode in den Himmel eingehen.

* * *

Afrikanische Gerechtigkeit.

Seinen echt afrikanischen Rechtsbeweis konnte ich vor nicht zu langer Zeit auf einer Reise erleben: Hundert Meter von dem Orte, an dem ich mich befinde, setzt es einen großen Streit ab. Ich reite mit kluger Langsamkeit auf die Leute zu. Ich kenne sie schon; sie geben sich immer den Anschein, als wollten sie einander verzehren, halten aber immer noch rechtzeitig inne. Ich komme in ihre Nähe und sehe zu meinem Erstaunen einen guten Alten, der den Schwanz eines Esels, dessen Leichnam zu meinen Füßen lag, hin- und herschwingt; das junge Grautier hatte sich während der Nacht seiner Bande entledigt und hatte sich erlaubt, umherzustrreifen und ein Leopard, dessen Fußspuren wir noch wahrnehmen konnten, hatte es verzehrt.

„Aber warum,“ werden Sie vielleicht fragen, „den Leichnam verstümmeln und ihm den Schwanz ausreißen?“ Der Schwanz ist ein Beweisstück. Er wird dem eigentlichen Besitzer überbracht werden und dieser wird dann für sein Tier keine Entschädigung fordern dürfen.

* * *

Mutige Araber.

Ich gönnte mir einmal in meinem Leben den Luxus, die höchste Pyramide zu besteigen. Ich wurde von einem Schwarze jener Araber, welche ich gut kannte, die nur schreien und Bewegungen machten, damit man meinen sollte, ihre Mitwirkung sei nützlich,

gehoben und getragen. Aber was war diese Besteigung im Vergleiche mit der, welche mich jetzt ganz außer Atem setzte. Ein reines Kinderspiel. Und ich spreche da nur von dem Besteigen selbst; denn nebenbei gab es noch Einzelheiten, von denen ich nur folgende erwähnen will.

Drei Männer begleiteten uns; doch nein, ich übertreibe, wenn ich drei Männer sage, denn alle drei zusammen zählten nicht 60 Jahre. Der jüngste bat mich um die Erlaubnis, die Gebüsche durchsuchen zu dürfen. Er wußte, daß unser Sack nur trockenes Brot, ein wenig Kaffee und viel Vertrauen auf die göttliche Vorsehung enthielt. Mit der Flinte in der Hand,“ sagte der junge Prahlhans zu mir, „will ich für das Frühstück sorgen.“ Ganz recht. Er hatte noch nicht recht zehn Schritte gemacht, als er so schnell ihn seine Füße tragen konnten, zurückkam. Seine Augen schauderten und unter seiner Haut trieb die Gemütsbewegung die Röthe hervor. Er redete leise mit seinem Gefährten und seine außergewöhnlichen Geberden gaben einen Begriff von den großen Dingen, die er erzählte. „Nun denn, mein Freund,“ sagte ich zu ihm, „und das Wildpret?“ „O, es ist viel zu schwer,“ antwortete er, „ich sah den Löwen hinter diesem Gesträuch, er ging fort, ich auch.“

Er hatte nur das angetroffen, einen herrlichen Löwen, von dem wir durch das Dickicht eines großen Gesträuches getrennt waren. Die wilden Tiere sind hier wie auch die Diebe nicht bloß der Sage nach vorhanden, sondern man muß wohl acht haben, wenn man reist, denn man kann ebenso leicht auf Räuber stoßen, als man den Fuß auf den Schwanz eines Löwen oder Leoparden setzen kann.

* * *

Die Engel Perkelas.

In dem Negerdorfe Perkela, in dem vor noch nicht gar so langer Zeit eine kleine Ansiedelung von Missionären vorgenommen wurde, zeigen jetzt die Kinder eine unerhörliche Anhänglichkeit an die Religion und ihren Tränen und Gebeten verdanken viele Eltern ihre Bekehrung und Beharrlichkeit.

Als Herodes das Jesuskind töten wollte, sagte der Engel des Herrn zu Josef: „Nimm das Kind und fliehe nach Agypten.“ Pflichtvergeßene Eltern wollten ihre Kinder in ihre Vernachlässigung der religiösen Pflichten hineinziehen; ihr Schutzengel aber flößte diesen Kindern einen großmütigen Entschluß ein: „Meine Mutter läßt mich zuhause nicht mehr beten,“

sagte Josef Giula; „ich werde also anderswohin gehen, um zu beten.“ Und dieser 14jährige Knabe verläßt sein Haus und sein Dorf, seinen Vater und seine Mutter und sucht bei mir eine Zufluchtsstätte. Gott belohnte seine Großmutter, denn da seine Eltern keine Hoffnung mehr haben, über seine Standhaftigkeit zu siegen, so verpflichten sie sich, ihn nicht mehr zu plagen. Sie fassen selbst wieder den Entschluß, ihre Pflichten treuer als bis jetzt zu erfüllen.

Paul Mera, der seine Eltern nachlässig in ihrer Glaubenspflichten sieht, kommt zu mir und bittet, daß er bei uns eintreten dürfe. Pauls Mutter erfährt dies und bestellt sechs erwachsene Männer, um das Kind, das seinen Gott nicht verleugnen will, zu ergreifen! Die Tapferen legen sich bei meiner Türe in einen Hinterhalt. Sobald Paul herauskommt, wird man ihn ergreifen und ihm die Rute geben, weil er sich gegen die Vorschriften der kindlichen Liebe verfehlt hat und Paul wird dann zweifelsohne eine Religion, die ihm nur Drohungen und Schläge einbringt, verlassen. Der Knabe merkt aber die Falle, kehrt um, geht hinter mein Haus, schlüpft hinter die Hecke des Gartens und flüchtet sich in Eile von da weg in die Kirche und kehrt auf demselben Wege wieder zurück, ohne von den sechs Tapferen bemerkt worden zu sein.

Sein Beispiel wirkt ansteckend. Einige Schritte von meinem Hause entfernt wohnt eine alte Katechumene mit zwei Knaben, Peter und Franz. Der erste hat keine Eltern mehr; der andere, welcher auch Waise ist, wurde einstmal von dieser noch heidnischen Alten aufgenommen. Obschon beinahe 20 Jahre alt, ist er doch noch ganz klein, runzlich und abgezehrt. Müde der Zudringlichkeit der Alten, die, durch die Drohungen der Heiden in Schrecken versetzt, will, daß sie die Religion verlassen und

ihnen sogar verbietet, das Kreuzzeichen zu machen, verlangen die Kinder auch bei mir in der Station aufgenommen zu werden. Die Bewilligung wurde ihnen gewährt und sogleich sind sie auch schon fort.

Die Alte hat aber von ihrer Flucht Wind bekommen. Sie lauert ihnen an der Türe meines Gartens auf und packte sie beim Vorübergehen: „Undankbare, warum wollt ihr mich verlassen?“ „Weil du uns zuhause die Gebete nicht mehr verrichten lässest.“



Ein Schilluk-Neger.

„Ihr bleibt da und gehorcht eurer Mutter. Später, wenn der Friede wiederkehrt, werden wir die Religion mitfassen üben.“

„Man muß die Religion zu jeder Zeit und um jeden Preis üben. Der Vater hat es uns gesagt. Wir gehen zu ihm in sein Haus, wo die Kinder nach ihrem Willen die Gebete verrichten und ihre Seele retten können.“

„Undankbare, gebt mir das Kleid zurück, das ich euch letzter Tage gekauft habe.“

„Aber Großmutter, wir haben es mit dem Reis, den wir gelesen, bezahlt.“ — Und mit einem Sprunge sind sie den Krallen der Alten, die sie des Kleides berauben wollte, damit sie nicht fortgehen könnten, entwischt. Die beiden

Brüder fliehen, so schnell die Füße sie tragen, aber nicht zu mir, sondern in die einige Stunden weit entfernte Zweigstation. Aber der Alten fällt es schwer, sich überwunden zu erklären. Sie setzt ihnen eiligt nach und trotz der geringen Hoffnung, sie zu erreichen, folgt sie ihnen und folgt ihnen immer. Nach zwei Stunden eines unsinnigen Laufens fällt sie endlich erschöpft zusammen. Wenn sich aber ihre Beine weigern, weiter zu gehen, so hat doch ihre Zunge ihre ganze Geläufigkeit bewahrt. Sie verflucht den Himmel und die Erde, die Religion und ihre Kinder, die Priester und die Heiden, welche letztere die Ursache ihres Unglückes sind.

„Warum diese Verzweiflung?“ fragte ein fremder Christ, den sie für einen Heiden hielt.

„Ich weine, denn einstmals hatte ich verlangt, die christliche Religion anzunehmen; jetzt sehe ich aber, daß es nicht mehr möglich ist, sie zu üben, und meine zwei Kinder wollen ungeachtet der aufgebrachten Heiden um jeden Preis Christen bleiben. Sie sind mir eben davongelaufen; die Thoren, sie verlassen mich und ich bin unglücklich und einsam wie eine Henne, welche Enten gebrütet hat.“

Alle diese Kinder haben in ihren guten Entschlüssen ausgeharrt und ihre Eltern warten nur auf ein wenig Frieden, um in den Schafstall zurückzukehren. Hoffen wir, daß mit Gottes Hilfe der Friede bald wieder bei uns einkehren wird.

* * *

Früchte der Missionstätigkeit.

Im Dorfe Amayarás lag eine arme, alte Frau, die schon lange krank gewesen, am Sterben, als jemand zu ihr kam und sagte, man predige im Lande eine neue Religion, welche denjenigen, die sie üben, nach dem Tode ein nimmer endendes Glück verspreche. Die alte Frau ist außer sich vor Freuden. Sie ruft ihren Sohn und befiehlt ihm, denjenigen, der diese Mission predigt, zu holen; denn sie will ihn hören, bevor sie stirbt. Dieser gute Sohn begibt sich, um den Befehlen seiner Mutter zu gehorchen, in die Stadt und erkundigt sich um meinen Wohnort. Ich war nicht da, aber ein Katechet war in der Nähe. Dieser sucht die Kranke auf, unterrichtet sie drei Tage lang, erteilt ihr die heilige Taufe und sie verscheidet, um im Paradiese jenes ewigen Glückes, das sie so sehr gewünscht hatte, theilhaftig zu werden. Erwähnung verdient auch, daß sie wollte, man solle ihr in der Taufe den Namen Maria geben.

* * *

In Amihoba hielten wir nun schon das viertemal die Exerzitien ab. Mit zirka dreißig christlichen Negern kann man das Ideal der geschlossenen Exerzitien, welche gegenwärtig in den katholischen Ländern soviel Gutes stiften, verwirklichen. In Amihoba sind diese hauptsächlich Vortheile sehr deutlich zutage getreten. Ein Pater hatte die Güte, meinen lieben Katecheten die Exerzitien zu halten. Außer den Katecheten schlossen sich ihnen viele Christen an; ich nahm nur die erprobtesten und eifrigsten an. An ihrer Spitze

stand ein ehrwürdiger Patriarch, Johann, mit seiner ganzen Familie, Mama, Großmama, Sklaven und sogar die Kinder. Das vollständige Stillschweigen wird selbst während der Erholungszeit beobachtet, wobei ich noch bemerke, daß die Überwachung sehr leicht ist. Der Pater war mit den Teilnehmern sehr zufrieden und ebenso diese mit dem Pater; der liebe Gott muß es wohl auch mit den einen und anderen sein. Er sei ewig dafür gepriesen!

Ich habe Johann den Patriarchen und Apostel der Christengemeinde genannt. Er bringt durch sein ehrwürdiges Auftreten doch hin und wieder eine Bekehrung zustande, so z. B. überredete er einen Greis, sich zum Christentum zu bekehren und zwar schon gleich anfangs, als ich den alten Patriarchen bekehrt hatte. Dieser alte Greis hat lange schon um die hl. Taufe, wurde aber wegen Mangel an genügendem religiösem Unterricht nicht zugelassen. Nun griffen aber in einer Nacht die Diebe den guten Alten und seine Leute an, um sich der Ochsenherde zu bemächtigen. Es setzte eine Schlacht ab und die zurückgeworfenen Diebe ergriffen ohne die Ochsen, nach denen sie gelüftet, die Flucht. Sofort sucht unser alter Heide Johann auf, weckt ihn vor Morgendämmerung und sagt zu ihm: „Diesmal kannst du mir die hl. Taufe nicht verweigern. Ich wäre in dieser Nacht beinahe getötet worden; wohin wäre dann meine Seele gegangen? Glaubst du denn, dem lieben Gott gefalle so große Strenge?“

Ich sandte einen Katecheten, um den religiösen Unterricht dieses braven Mannes zu vervollständigen und er wurde nach einigen Tagen unmittelbarer Vorbereitung unter dem Namen Georg getauft.

* * *

Auf meiner letzten Wanderschaft kam ich eines Tages hoch zu Kopf bei einem Negerdorfe an. Der Häuptling kam uns, von seinem ganzen Hofe gefolgt, an den Eingang des Dorfes entgegen. Er ist ein Mann von mittelgroßer Gestalt, schon ein wenig grau und stark beleibt und von sehr fröhlichem Aussehen, sodaß man sich nicht unbehaglich fühlte; wir wurden deshalb auch bald gute Freunde.

Er führte uns zu seiner Hütte in den Schatten der Bäume. Es war ungefähr 8 Uhr morgens. Er ließ uns sofort ein gutes Frühstück auftragen, damit jeder seinen Hunger zur Genüge stillen konnte; alles das in sehr reinlichen Gefäßen. Während wir plauderten, gab er seinen Frauen den Befehl, sein Geschenk an den Pater zu bringen, was diese auch sofort taten.

Ein Bruder ließ dann einen Sack bringen, um

das Geschenk hineinzupacken. Dieser Sack aber war gewaltig groß! Als der Häuptling ihn sah, brach er in ein lautes Gelächter aus, und indem er sich zu seiner Umgebung wandte, sagte er zu seinen Leuten: „Ich will diesen Sack füllen!“

Was er gesagt, geschah, und alle seine schwarzen Hofdamen machten es sich sofort zur Pflicht, den Sack zu füllen.

Ich habe gesagt, daß es etwa 8 Uhr morgens war, nämlich, daß wir da nicht lange lagern sollten; als wir aber zu unseren Trägern zurückkamen, riefen alle, die Sonne stehe schon zu hoch; sie sei zu sengend und der Weg noch lange; man müsse hier lagern. Der gute Häuptling schien ebenfalls sehr zufrieden damit und so mußten wir nachgeben. Das machte übrigens nur einen Ruhetag für die Träger aus, welche dessen bedurften.

Unser Gastwirt spendte uns dann zwei Schafe und hernach einen tüchtigen Ochsen; des abends fügte er noch frische Milch und eine große Menge neugebackener Kesra (Brot) bei. Das war wirklich ein Segen. Der Ochse wurde sofort geschlachtet und verteilt und ehe noch eine Stunde verging, kochte das Fleisch in allen Töpfen.

Der hochherzige Spender kam ins Lager, als es eben von allen Seiten kochte; er lachte herzlich, als er sah, was für eine Freude sein Ochse unseren Leuten bereitete; diese letzteren besangen aber auch seine Freigebigkeit in allen Tonarten. Ein Schwarzer, der sich unter uns befindet, besingt alles, was er sieht.

Als es Abend geworden, war die Reihe an uns, Geschenke zu machen. Der Neger, der es ihm überbrachte, kam mit folgenden Worten zurück: „Sage den Weißen, ich habe das nicht getan, um ein Geschenk zu bekommen. Wenn sie mir nichts gegeben hätten, so hätte ich es dennoch getan, denn es freut mich, daß Weiße zu mir kommen, welche das Lächeln auf den Lippen haben.“

Wir hatten es entschieden mit einem Schwarzen zu tun, der eines Weißen wert war. Möge ihn Gott dadurch belohnen, daß er ihm die Gabe des Glaubens gibt, weil er so großmütig gegen seine Missionäre gehandelt hat.

* * *

Eine alte Aussätzige.

Vor ungefähr vier Wochen, schreibt ein Missionär, kam eines Morgens nach dem Frühstück ein junger Mann und bat mich, seine Mutter, die sehr krank sei, zu besuchen. Ich fand diese Frau in einer

kleinen Hütte, die eher einem Backhause als einer Wohnung glich. Die Türe derselben war so klein, daß ich kaum hineinkommen konnte. Ich sah da eine arme vom Aussätze befallene Alte. Vier Finger ihrer linken Hand waren von der Krankheit bereits zernagt. Sie hatte indessen keine Geschwüre mehr am Leibe; da sie aber seit 4 Tagen nichts mehr genossen hatte, war sie so schwach, daß sie fast leblos auf dem Boden lag. Obgleich über 80 Jahre alt und von der Krankheit ganz erschöpft, war sie doch bei klarem Verstande.

Als sie erfuhr, daß ich an ihrer Türe sei, sagte sie zu mir: „Missionär, sei willkommen! Du bist gar gütig, daß du zu mir gekommen bist. Ich habe auf Erden nichts mehr zu tun; ich wünsche sobald als möglich zu sterben, damit meine Kinder, die ich jetzt ganz glücklich und gesund sehe, von meiner Krankheit nicht ergriffen werden können.“ — Ich tröstete sie bestmöglichst, begann sie zu unterrichten und versprach ihr, sie bald wieder zu besuchen.

Des andern Tages früh morgens schlug ich, von einem Bruder begleitet, wieder den Weg zu ihrer Hütte ein. Im Dorfe angekommen, hörte ich von allen Seiten Geschrei von Hunden, Schafen und Ziegen; aber keine Seele regte sich, alles war in düsteres Schweigen versunken. In der Nähe der Wohnung der kranken Frau nur bemerkte ich einen Mann, der seine Flinte auf der Schulter trug. Es war der Sohn dieser Frau, der zurückgeblieben war, um sie mit Gefahr seines Lebens zu bewachen, während alle übrigen Bewohner des Dorfes, da ein Einfall der Neger des Nachbardorfes bevorstand, bereits geflohen waren.

Überrascht, mich so kommen zu sehen und gerührt über den Beweggrund, der mich hergeführt hatte, geleitete er mich zur Hütte seiner Mutter, die in diesem Augenblicke wie eingeschlummert zu sein schien. Sobald sie jedoch meine Stimme hörte, schien sie neue Kräfte zu schöpfen und dankte mir für meine Güte gegen sie. „Ich komme,“ sagte ich zu ihr, „um dir großen Trost zu bringen. Ich will vom lieben Gott und von deiner Seele zu dir reden.“ — „Sprich,“ antwortete sie mir, „ich bin bereit, dich anzuhören und zu tun, was du mir sagen wirst.“

Ich unterrichtete sie sofort in den verschiedenen Geheimnissen unserer heiligen Religion; dann half ich ihr eine große Reue über ihre Sünden erwecken. In dem Maße als ich sprach, sah ich, daß sie sich von diesen Worten des Heils durchdringen ließ. Sie flehte Gott laut um Verzeihung ihrer Fehler an und bat mich, ihr doch recht schnell jenes kräftige

Heilmittel der Seele zu geben, welches hier das Wasser des lieben Gottes genannt wird.

Da ich sie von so guten Gefinnungen erfüllt sah und wußte, daß sie kaum noch mehr als drei oder vier Tage zu leben habe und meinen nächsten Besuch nicht mehr abwarten konnte, so goß ich das Taufwasser, das ich mit mir genommen hatte, über ihre Stirne aus. Groß war ihre Freude und sie hatte von nun an auf dieser Erde nichts anderes mehr zu wünschen. „Dank,“ sagte sie zu mir, „für alles, was du mir getan hast. Ich habe jetzt nur noch zu sterben und in den Himmel zu gehen, um mit Gott zu leben.“

Und da sie dann zu trinken verlangte, schüttete ich ein wenig Wein in einen mit Wasser gefüllten

Kürbis. Mühsam nahm sie drei Schlücke davon und der Sohn stellte den übrigen Teil auf die Seite, um ihr von Zeit zu Zeit davon zu geben. Der Bruder, der mich begleitete, ließ mir eine Medaille, die ich um den Hals unserer Neubefehrten hing; nachdem ich ihr dann meine letzte Anempfehlung gemacht, verließ ich sie voll Freude über das Gute, das ich ihrer Seele hatte erweisen können. Hierauf gab ich ihrem Sohne ein kleines Stück Zeug, in welches er ihren Leib bei der Beerdigung einwickeln sollte und schlug dann meinen Heimweg ein. Die Frau ist, wie mir später mitgeteilt wurde, nach einigen Tagen ruhig verschieden und erfreut sich nun der immerwährenden Anschauung ihres Schöpfers und Erlösers.

Verschiedenes.

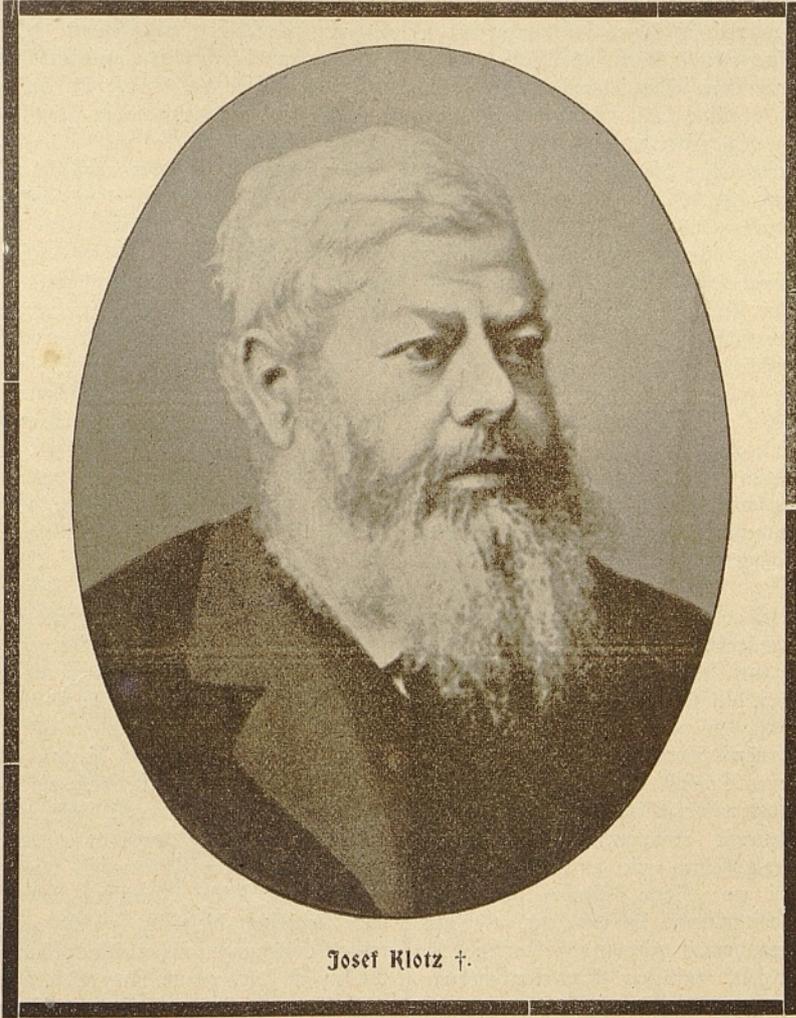
Marienverein für Afrika. Die Pfarrgruppe St. Rochus auf der Landstraße hielt am 20. Jänner in dem großen Gemeindehause eine Versammlung ab, welche ganz besonders gut besucht war. Es ehrten dieselben mit ihrer Anwesenheit: die hochw. Herrn Kanonikus Schöpfleuthner, geistl. Rat Gold, P. Vinzenz Blaha, Benediktiner von den Schotten und die hochw. Herren Kooperatoren Guschel und Sir, welche vom geistl. Konsulenten hochw. Herrn Kooperator Pflüger auf das ehrfurchtsvollste und herzlichste begrüßt wurden. Hochw. Herr Kanonikus hielt hierauf eine begeisterte und doch so gemüthvolle Ansprache, in welcher er die Lebensgeschichte des hl. Sebastian, dessen Fest auf diesen Tag fällt und besonders für die Pfarrkirche St. Rochus und Sebastian von Bedeutung ist, eingehend erzählte und dessen Tugenden den Mitgliedern des Marienvereins zur Nachahmung empfahl. Besonders dessen Seeleneifer für das Heil der unsterblichen Seelen, seinen Gebetsfülle und Opfersinn. Hier wurden in ergreifenden Beispielen die Opfer geschildert, welche die Missionäre in Afrika bringen müssen und die Anwesenden gebeten, ihre wenigen Vereinsgebete pünktlich zu verrichten und ihre Opfer an Mitgliedsbeiträgen gerne zu entrichten. Der hochw. Herr Kooperator Pflüger legte hierauf den Rechenschaftsbericht ab, nach welchem sich die Einnahmen so ziemlich auf derselben Höhe wie die andern Jahre hielten, sodaß die Pfarrgruppe St. Rochus die größten Einnahmen zu verzeichnen hat. Die bisherigen Aus-

schußdamen wurden zur Wiederwahl empfohlen. Hochw. Herr Konsulent sprach auch seinen Dank aus allen, welche an dem Gedeihen der Pfarrgruppe sich beteiligen, dem hochw. Pfarrer von St. Rochus, den Mitgliedern und auch jenen christlichen Zeitungen, welche durch ihre Berichte dieselbe unterstützen. Die nächste Ansprache hielt der hochw. P. Vinzenz Blaha, Benediktiner von den Schotten, welcher in formvollendeter Rede die Anwesenden zur Begeisterung und lautem Beifall hinriß. Er bat am Anfang, nicht vorüberzugehen an den Leiden und der Not der armen Bewohner Afrikas und dem Heiland, der als Hirt vom Vater im Himmel gesandt, der erste Missionär war, nach schwachen Kräften nachzuahmen. Nachdem die Geschichte Afrikas vom hl. Augustinus bis zur unglückseligen Eroberung durch den Mohammedismus in kurzen, markanten Zügen geschildert wurde, erzählte hochw. Redner in ausführlicher Weise, inwiefern und seit wann der altehrwürdige Benediktinerorden auch in Afrika und zwar in Deutsch-Afrika Fuß gefaßt und wie von der ersten Station Dar-es-Salem aus sie immer weiter hineindrangen und es besonders verstehen, die sonst so trägen Neger zur Arbeit heranzuziehen. Die Mitglieder des Marienvereins wurden am Schluß gebeten, die Arbeit der Missionäre zu unterstützen, bis einst ganz Afrika nieder sinkt vor dem Bildnis des Gekreuzigten.

In den Zwischenpausen wurden von Fr. Schobert durch Klavierspiel und von Fr. Nieger durch Gesangsstücken mit Violinbegleitung, alles in vortreff-

licher Aufführung, die Anwesenden auf's Angenehmste unterhalten. Endlich hatte Herr Fischer (der kleine Fischer genannt) die Güte, durch mehrere seiner komischen unübertrefflichen Vorträge alle zu großer Erheiterung und nicht endenwollendem Beifalle hinzureißen.

Josef Klotz †. In Fuzing verschied am 23. Dez. 1903 im Alter von 71 Jahren Herr Josef Klotz, ehemaliger Landtagsabgeordneter und Ziegeleibesitzer, ein Mann, der im goldenen Buche unserer Mission, deren ausgezeichnetester Wohltäter er war, eine würdige



Josef Klotz †.

Erinnerung verdient. Er war stets ein eifriger Katholik und ein ausgezeichnete Förderer guter Werke. Wie überhaupt die Missionen, so lag ihm doch insbesondere unser Missionshaus sehr am Herzen und er zeigte oft sein Wohlwollen durch großmütige Spenden, die er uns zukommen ließ. Selbst am Totenbette vergaß er Mühland nicht und gedachte unseres Missionshauses in besonderer Weise.

Er schloß sein wohlthätiges Leben mit einem heiligen

Tode, und gewiß wird er im Himmel jenen Lohn empfangen, der den Aposteln verheißen ist, da er tätig mitgewirkt hat, für Afrika Missionäre heranzubilden. R. I. P.

* * *

Etwas über die elektrischen Fische. Als ich neulich las, daß auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie neue sensationelle Erfindungen

gemacht wurden, kam mir das über die elektrischen Fische gehörte wieder in den Sinn. Welch wichtiger Faktor die Elektrizität in unserer Zeit ist, ist allbekannt; sie treibt unsere Maschinen, gibt uns Licht, leistet dem Arzte in seinem verantwortungsreichen Berufe zum Wohle der leidenden Menschheit die wertvollsten Dienste, sie trägt das geschriebene und gesprochene Wort auf hunderte von Meilen in kürzester Zeit. Auch als Waffe ist die Elektrizität uns dienstbar. Der Mensch wußte somit diese geheimnisvolle Naturkraft sich zum Erwerb und zur Verteidigung untertan zu machen. Aber Jahrtausende waren notwendig, bis der Mensch zur Erkenntnis der in der Elektrizität schlummernden Kräfte gelangte und bis er die Maschinen und Apparate ersann, durch welche er diese Kräfte sich nutzbar machen konnte.

Da gibt es nun Fische im Nil, Senegal, Mittelmeer und in den süßen Gewässern Südamerikas, welche die Elektrizität schon längst verwenden, um sich ihre Nahrung zu beschaffen oder auch, um sich zu verteidigen. Sie werden mit dem Namen Zitterfische bezeichnet und zwar gibt es verschiedene Arten derselben. Das Leben und den Fang dieser Gattung von Fischen haben uns A. v. Humboldt und andere Naturforscher sehr anschaulich geschildert. Es dürfte viele Leser des „Stern“ interessieren, hierüber näheres zu erfahren.

Jedes Wesen, sei es nach unseren Begriffen noch so unvollkommen ausgebildet, hat seine Verteidigungs- oder Schutzmittel, um sich der Feinde zu erwehren, oder auch, um sich die ihm zuzugende Nahrung zu verschaffen.

Eine der eigentümlichsten Schutz- und Angriffswaffen erhielten vom Schöpfer die elektrischen Fische, welche sich nirgends wiederholen. Man will zwar auch bei Säugetieren einzelne starke elektrische Entladungen bemerkt haben, wie z. B. Skarpa erzählt, welcher, um eine Ratte lebendig zu öffnen, dieselbe am Rücken haltend, im Moment, als das Messer in den Leib drang, einen solch starken elektrischen Schlag erhielt, daß der Arm für mehrere Tage unbrauchbar war. Diese Erschütterung ging von dem Tiere in der Todesangst und durch Schmerz erpreßt unwillkürlich aus. Die Zitterfische dagegen haben eigene Organe, aus denen sie die elektrischen Schläge ganz nach Belieben absenden. Wir kennen drei Arten elektrischer Fische: Zitterwels, Zitterrochen und Zitteraal.

Der Zitteraal oder Donnerfisch (*malapterurus electricus*) lebt in Senegal und Nil und wird von den Arabern in bezeichnender Weise el Raasch, der Blitz, genannt. Er wird 50—70 cm lang,

ist grau mit schwarzen Flecken, hat einen dicken, breiten Kopf, walzigen, schleimigen Leib und eine kurze Schwanzflosse, ähnlich der der Welsche. Beim Erteilen der Schläge bewegt er zitternd den Schwanz. Das elektrische Organ umgibt den ganzen Körper wie eine Specklage unmittelbar unter der Haut. Mit dem Vergrößerungsglas besehen, erscheint dieses Organ als sehnige mit Gallert gefüllte Zellen, die mit vielen Blutgefäßen durchflochten sind. Die elektrischen Schläge, welche er bei der Berührung erteilt, sind verhältnismäßig schwach. Sein Fleisch ist schmackhaft.

Der Krampf- oder Zitterrochen (*Raja torpedo*) ist nicht wie die andern Rochen mit Stacheln versehen, sondern glatt, schlüpfrig, mit braunroter Lederhaut, welche mit fünf großen Augenflecken bedeckt ist. Der Kopf und Leib haben zusammen eine eiförmige Gestalt, der sich der fleischige Schwanz anfügt. Der Fisch erreicht eine Länge von zirka 1,25 m und eine Breite von zirka 1,08 m und wird an 25 Kilogramm schwer. Er findet sich hauptsächlich im Mittelmeer, doch muß der elektrische Apparat herausgeschnitten werden. Das elektrische Organ liegt zu beiden Seiten des Nackens zwischen Kopf und Kiemen und besteht aus einer Menge häutiger sechseckiger Zellen, die wie die Waben der Bienen sich aneinanderfügen. Die Anzahl dieser Zellen ist bei einem großen Fische 1200 Stück. Sie sind mit einer gallertartigen Flüssigkeit gefüllt und mit Blutgefäßen und Nerven reichlich durchsetzt. Das ganze gleicht einem galvanischen Becherepparat. Wird nun der Fisch an irgend einem Teile des Körpers berührt, so entsendet er, indem er die Brustflossen zuckend bewegt, einen elektrischen Schlag, der so stark ist, daß eine Ente, die über ihm schwimmend, ihm mit Fuß oder Schnabel zu nahe kommt, durch denselben getötet und so seine Beute wird. Der Zitterrochen lauert im Uferlande versteckt auf Fische, Eidechsen und dergl., betäubt und verschlingt dieselben, welche er sonst bei seinen trägen Bewegungen nie erfassen könnte. Der elektrische Schlag ist stark genug, um selbst die größten Fische zu betäuben. Schon Aristoteles, Plinius und Alian kannten die eigentümliche Kraft dieser Fische. Nach 4—5 Schlägen ist der Fisch erschöpft und bedarf der Ruhe, um sich zu erholen. Mit dem Tode erlischt auch die elektrische Kraft.

Der Zitteraal (*Gymnotus electricus*) ist der stärkste und merkwürdigste der Zitterfische. Er lebt in den stehenden Gewässern Südamerikas. Wo er haust, sind andere Fische nicht vorhanden, denn dieselben sind bald getötet oder vertrieben. Dieser Fisch wurde schon mehrmals lebendig nach Europa

gebracht. Er wird $1\frac{1}{2}$ —2 m lang, erreicht die Dicke eines Manneschenkels und ein Gewicht von 20 Kilogramm. Von unseren Flußsaalen unterscheidet er sich durch den gedrückten Kopf mit weitem Raubtierrachen, durch die schmutziggelbbraune Farbe, die äußerst kurze Bauchhöhle und die unverhältnismäßige Länge des Schwanzes. Die Schwimmblase ist doppelt, auch mußte der Fisch, länger unter Wasser gehalten, ersticken. Das Fleisch ist fett und schmachhaft, doch schwer verdaulich. Die Eingeborenen und Europäer essen es gleich gern. Die Indianer fürchteten diese Fische, bis sie von den Europäern auf eine rationelle Art des Fanges aufmerksam gemacht wurden.

Als sich Humboldt seinerzeit an Ort und Stelle einige dieser Fische verschaffen wollte, konnte er nur ein kleines, halbtotes Stück erhalten, obgleich er für jedes 8 Franken bot. Ein alter Indianer brachte ihn dann auf den Gedanken, ein kleineres Gewässer, in welchem sich eine Menge Gymnotus befanden, mit Pferden auszufischen. Nachdem er für jedes getötete Pferd 8 Franken versprochen, wurden 30 wilde Pferde aus der Savanne in das Gewässer getrieben. Eine Menge Indianer stellte sich an den Ufern auf, um die Pferde immer wieder in das Wasser zurückzutreiben. Jetzt begann der Kampf, wenn man dies so heißen kann. Die Aale setzten sich mutig zur Wehre, man sah, wie sie den Pferden unter den Bauch glitten, um ihre verderblichen Batterien zu entladen. In wenigen Minuten sanken drei Pferde tot unter, andere rafften sich wieder mühsam auf und erreichten mit knapper Not das Ufer, wo sie sich todmatt hinstreckten. Die Mehrzahl der Kasse suchte mit gesträubter Mähne, mit den Hinterfüßen ausschlagend, zu fliehen, sie wurden jedoch von den am Ufer stehenden Indianern wieder zurückgetrieben. Gelang es dem Fisch, dem Pferd längs Brust und Bauch einen elektrischen Schlag beizubringen, so sank es sofort ins Wasser und ertrank. Schläge, die die Füße trafen, bewirkten, daß die Tiere die wildesten Sprünge machten, um ans Ufer zu gelangen. Nach einer Viertelstunde waren die Fische erschöpft, kein Pferd stürzte mehr, auch wenn es an der empfindlichsten Stelle, in der Mitte des Bauches, wo die Bauch- und Magennerven zusammenlaufen, getroffen wurde. Die Aale näherten sich nun dem Ufer, wo sie mittelst dürrer Holz ans Land gezogen wurden. Reichliche Nahrung und Ruhe waren notwendig, damit sie die verschwendete Kraft wieder ersetzen konnten. Humboldt hatte in seinem Quartier einen beschädigten Aal, welcher dem Verenden nahe am Boden lag; eine große Hauskatze wünschte dessen nähere Bekanntschaft zu machen, um einen leckeren Bissen nicht zu

versäumen. Sie beroch ihn am Kopf, erhielt aber sofort einen Schlag, welchen sie mit lautem Jammer und großen, entsetzten Sprüngen quittierte. Kurz darauf leckte ein Hund am Schwanz des Aales, fiel aber sofort rücklings zu Boden; er war solange nicht mehr ins Zimmer zu bringen, bis diese Fische entfernt waren. Andere Tiere zeigten sich gegen den elektrischen Schlag unempfindlich. Die unbeschädigten gefangenen Gymnoten wurden in ein mit Wasser gefülltes Boot gesetzt und beobachtet. Fische, welche man zu ihnen brachte, wurden mit einem Schläge getötet und sofort verschlungen. Wenn die Hand $4\frac{1}{2}$ —5 m vom Aal entfernt, plätschernd ins Wasser getaucht wurde, so empfing man sofort eine derbe Charge, dagegen empfanden andere, die viel näher, aber vom Fische unbeachtet waren, nicht das Geringste, auch wurde ringsum nichts verspürt, wenn er seinem Opfer den tödlichen Blitz zusandte. Es ist also erwiesen, daß der Strahl willkürlich verschickt werden kann und zwar immer direkt dem Ziele entgegen.

Berührte man den Fisch mit einem Draht, so erhielt man sofort einen Schlag, ebenso, wenn die Hand mit einem nassen Tuch umwickelt wurde, nicht aber, wenn trockene Leinwand oder Wolle die Hand bedeckte. Der Bitteraal kann seine Schläge von jedem Körperteil aus entsenden, was der elektrische Rochen und Wels nicht vermag, auch bleibt er bei den Schlägen bewegungslos. Auf sie scheinen die Schläge der anderen keine Wirkung zu haben.

In Surinam und Cajenne heilt man Lähmungen durch ihre Kraft. Humboldt berührte einen dieser Fische mit beiden Füßen zugleich, ward aber derart getroffen, daß er tagelang Schmerzen in allen Gelenken empfand. Im Tode mit dem Kreislauf des Blutes erlischt auch die elektrische Kraft dieser gewiß merkwürdigen Fische.

J. Schw.

Innigster Dank auf eine große Bitte.

Unsere schon öfters im „Stern der Neger“ vorgebrachte Bitte ist nun wirklich in Erfüllung gegangen. Wir erlauben uns daher, dem hochherzigen Spender unseren innigsten und aufrichtigsten Dank auszusprechen. Welch' eine Freude bereitetet dieses Geschenk unsern braven Zöglingen, denen jetzt die Erlernung der Musik auf eine so günstige Weise ermöglicht wurde! Sie haben, edler Menschenfreund, dadurch wirklich ein sehr großes Werk der Liebe vollbracht und das heiligste Herz Jesu wird es Ihnen sowohl hienieden als auch im Jenseits tausendfach wieder vergelten.

Gebetserhörungen und Empfehlungen.

(NB. Gebetserhörungen und Empfehlungen, bei welchen nicht der volle Name und Wohnort der Redaktion angegeben wird, werden nicht veröffentlicht. — Die Abkürzung wird durch die Redaktion besorgt.)

Jnnshbrück. A. J. Dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes und der hl. Philomena sei tausendfacher Dank gesagt für auffällige Hilfe in größter Gefahr, das Auge zu verlieren. Veröffentlichung war versprochen. * Bierb. J. H. dankt für glücklichen Ausgang im Geschäfte und einem anderen Anliegen. * Eine Abonnentin aus Fehr. Innigen Dank dem heiligsten Herzen Jesu und Mariä von der immerwährenden Hilfe für wunderbare Gebetserhörung; bittet auch fernerhin, ihre Familie ins Gebet einzuschließen. * N. N. in D. H. Wir fühlen uns veranlaßt, dem heiligsten Herzen Jesu in tiefster Demut den schuldigen Dank auszusprechen für gütige Erhörung, die es uns in einem wichtigen Anliegen hat zuteil werden lassen. * St. Magd. J. P. Innigsten Dank dem hlst. Herzen Jesu für die schnelle Hilfe, die mir zuteil wurde; bitte um ferneres Gebet in einem recht schweren Familienanliegen.

* * *

N. D. St. Valentin. Bitte, Fürsprache beim göttl. Herzen Jesu und der allerseligsten Jungfrau einzulegen um glückliche Wendung einer großen Familienangelegenheit. * St. Joh. im Pongau. N. P. Bitte um Aufnahme folgender Empfehlungen: 1. Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu und Mariä um glückliche Lösung einiger Familienzwistigkeiten; 2. Gebet zum hl. Josef für einen suskleidenden Soldaten; 3. zum hlst. Herzen Jesu und Mariä um glücklichen Geschäftsgang und 4. um brave Dienstboten zu erhalten. * Fr. Sch. aus Ruffstein. Dem frommen Gebete wird empfohlen der hochw. Herr Dekan. * J. J. aus Hall bittet Frau C. J. in ihre Gebete einzuschließen. * Maria Na. bittet um das Gebet der Missionäre in einem Anliegen. * St. Georgen. N. N. bittet inständigst um das Gebet für einen dem Trunke ergebenen Mann und um Frieden in der Familie. * N. N. empfiehlt einen jungen Mann, der Gott und der Kirche fremd geworden, unserem Gebete; ferner ihre leidende Mutter

und sich selbst in einem Anliegen. * Rohrbach. M. L., die bei vielen Ärzten vergeblich Rettung suchte, bittet inständigst, ihrer am Herz Jesu- und Marien-Altare zu gedenken. * Ein Abonnent aus Mauders bittet, ihn in zwei großen Anliegen dem hlst. Herzen Jesu und dem hl. Josef anzuempfehlen. * Ungenannt aus Schnals. Man bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, Mariä und zum hl. Josef um Wiedereerlangung der Gesundheit. * Hoheneims. H. A. bittet, sein Anliegen Gott zu empfehlen. * Necklingh. B. W. bittet, um glückselige Sterbestunde zu erlangen, seiner im Gebete zu gedenken und um Hilfe für eine Kranke. * Loser. N. N. Betet auch für mich zum hlst. Herzen Jesu und zum hl. Antonius um die Gesundheit und um Erhörung in anderen Anliegen. * Breitenbach. N. S. bittet, zwei Anliegen dem hlst. Herzen Jesu zu empfehlen. * Wien. Eine Abonnentin des „Stern“ bittet um Einschluß ins Gebet zum hlst. Herzen Jesu und der lieben Gottesmutter um einen guten Posten. * St. A. Montafon. Daß der liebe Gott uns vor einem schweren Unglücke bewahren und unser Gebet, Almosen, Arbeit in Haus, Geschäft und Feld segnen wolle, möchte ich Sie in Gottesnamen bitten, daß die bekehrten Heidenkinder und die Mission unserer eingedenk seien. * Ungarn. L. Eine Frau bittet inständig, ihrer bei den Gnadenaltären des hlst. Herzens Jesu und der allerseligsten Gottesmutter zu gedenken. * Schwarzach. Kath. N. empfiehlt sich in das Gebet der Leser des „Stern der Neger“, um Frieden in einer Familie, um glückliche Berufswahl zu treffen. * München. M. A. In großen Anliegen empfehle ich meine Nichte, die schwer krank ist, ihrem Gebete. Veröffentlichung versprochen. * Tirol. Eine Witwe empfiehlt ihre zwei ungeratenen Söhne, die ihr ihre alten Tage verbittern, dem göttl. Herzen Jesu. * D. Tirol. Beten Sie mir etwas zum hl. Josef und zum hl. Antonius in gewissen Anliegen. * Seetal. C. Wes empfiehlt zwei schwere Anliegen dem Gebete der Söhne des hlst. Herzens Jesu.